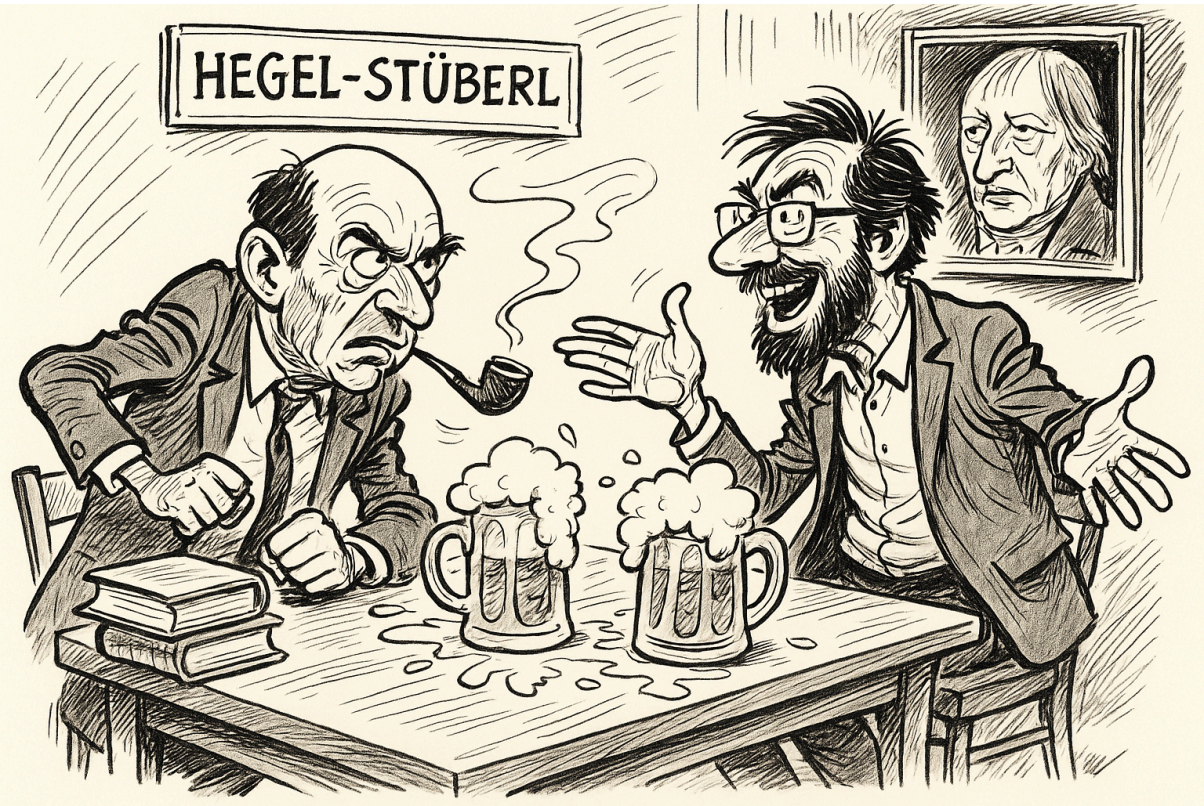

Erwin G. Ott

Nach dem Mythos. Hans Blumenberg zum 30. Todestag

Ein Essay über das Unsagbare, das Sagbare und die Umwege dazwischen

---

Abstract

Dreißig Jahre nach dem Tod Hans Blumenbergs ist dessen Werk präsenter denn je – nicht nur als Beitrag zur Ideengeschichte, sondern als Ressource für ein Denken, das sich dogmatischer Schließung verweigert. Der vorliegende Essay unternimmt eine umfassende Lektüre zentraler Motive in Blumenbergs Philosophie, mit besonderem Augenmerk auf seine Auseinandersetzung mit Metaphysik, Anthropologie und Sprache. Dabei wird Blumenbergs

Arbeit als ein Denken im Modus des Vorbehalts rekonstruiert: gegen Ursprungsfixierung, gegen systemische Überbietung, gegen vorschnelle Geschichtsphilosophie.

Im Zentrum steht Blumenbergs Reflexion auf die Unbegrifflichkeit als epistemische Haltung, die nicht auf letzte Gewissheit, sondern auf tragfähige Formen der Welterschließung zielt. Zugleich wird gezeigt, wie seine metaphorologischen und anthropologischen Analysen vor dem Hintergrund aktueller Debatten (z. B. um Posthumanismus und spekulativen Realismus) neue Relevanz entfalten. Der Essay verfolgt diese Linien von der Legitimität der Neuzeit bis zur Beschreibung des Menschen und fragt nach dem bleibenden Denkpotenzial einer Philosophie, die sich selbst als fragend versteht – nicht als Autorität, sondern als Gesprächspartner im Übergang.

Blumenbergs Werk erweist sich dabei als genuin posthumes Denken: mehr Nachlass als System, mehr Spur als Programm. Die Denkfiguren, die es hervorbringt, bieten keine Lösungen, aber einen Horizont – und das heißt: die Möglichkeit, unter veränderten Bedingungen weiterzudenken.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Denkbewegung mit langer Halbwertszeit

- Blumenbergs Spätzeitlichkeit
- Über die Aktualität des Umwegs
- Erinnern gegen Vereinnahmung

---

1. Abschied vom Ersten und Letzten: Die Nachlassverwalter der Metaphysik

- 1.1 „Legitimität der Neuzeit“ revisited
- 1.2 Philosophie als Selbstbehauptung unter Bedingungen des Sinnentzugs
- 1.3 Kritik der totalen Ursprungsfrage

---

2. Mythos und Ratio: Zwei Seiten derselben Geste

- 2.1 Vom Logos zum Mythos – oder umgekehrt?
- 2.2 Der Mythos als Schutzbehauptung des Denkens
- 2.3 Zwischen Rede und Schweigen: Die Figur des metaphorischen Exzesses

---

3. Anthropologie ohne Dogma

- 3.1 Die Lesbarkeit der Welt als anthropologische Konstante
- 3.2 Der Mensch als Wesen des Vorbehalts
- 3.3 Technik, Provisorium, Horizontverschiebung

---

4. Der späte Stil: Schrift, Fragment, Distanz

- 4.1 „Beschreibung des Menschen“ als Anti-System
- 4.2 Philosophie als Rettung der Fragen
- 4.3 Vom Unsichtbaren der Schrift – und dem Schweigen der Systeme

---

5. Blumenberg und die Gegenwart

- 5.1 Postmetaphysik und ihre Mythen
- 5.2 Spekulativer Humanismus im langen Schatten der „Lesbarkeit“
- 5.3 Was bleibt von der „Theorie der Unbegrifflichkeit“?

Fazit: Blumenberg als posthumer Gesprächspartner

- Denkfiguren im Widerstand gegen Überbietung
- Keine Autorität, aber ein Horizont
- Die Ironie des Letzten Wortes

Anhang

- Auswahlbibliographie Hans Blumenberg
- Ott liest Blumenberg: Lektüreprotokolle 1994–2024
- Begriffsglossar: Metapher, Selbstbehauptung, Unbegrifflichkeit, Vorbehalt, Weltzugang

---

Einleitung: Denkbewegung mit langer Halbwertszeit

Blumenbergs Spätzeitlichkeit

Es ist ein eigenartiger Befund, dass Hans Blumenberg heute als einer der wirkmächtigsten Denker des 20. Jahrhunderts gilt – und doch lange Zeit als „unzeitgemäß“ galt. Nicht nur, weil seine zentralen Werke auf eigenwillige Weise quer zu den Debatten seiner Epoche standen, sondern auch, weil seine Themenwahl, seine methodische Unnachgiebigkeit und seine formale Distanz die Kategorien des „Aktuellen“ und „Relevanten“ in einem zutiefst philosophischen Sinne suspendierten. Wer Blumenberg liest, begegnet einem Denken, das sich seiner eigenen Spätzeitlichkeit bewusst ist – einem Denken, das nach der Geschichte denkt, nach der Metaphysik, nach der Religion, nach der Selbstgewissheit des Subjekts, aber keineswegs in einer Geste des Nihilismus oder der bloßen Dekonstruktion. Vielmehr ist es gerade die Haltung eines hartnäckigen Denkens nach dem Letzten, das den Verlust des Letzten nicht zum Dogma macht.

Diese Spätzeitlichkeit ist produktiv – nicht nostalgisch. Sie verlangt Geduld, eine gewisse Ironietoleranz und die Bereitschaft, sich auf Denkfiguren einzulassen, die keine Position behaupten, sondern Räume eröffnen. Dreißig Jahre nach Blumenbergs Tod scheint diese Art zu denken aktueller denn je – nicht, weil sie uns fertige Antworten auf gegenwärtige Probleme liefert, sondern weil sie das Fragen unter veränderten Bedingungen selbst thematisiert. Wer Philosophie nicht als System, sondern als Form der Lebenssicherung in geistiger Hinsicht versteht, findet hier einen Resonanzraum.

Über die Aktualität des Umwegs

Blumenbergs Werk ist durchzogen von Umwegen – und genau darin liegt seine Prägnanz. Die Umwege des Denkens sind keine bloßen Abschweifungen, sondern Wege durch das Dickicht des Unverfügbaren, durch das, was sich der direkten Erfassung entzieht. Die großen Themen – Gott, Welt, Mensch, Geschichte – treten bei Blumenberg nie als „Objekte" des Denkens auf, sondern als Problemlagen, als Latenzen, die sich nur indirekt, metaphorisch, historisch gebrochen bearbeiten lassen. Der Umweg ist dabei keine Schwäche der Rationalität, sondern ihr Realismus.

Gerade in einem philosophischen Klima, das sich wieder nach klaren Begriffen, nach normativer Orientierung und nach begrifflicher Stringenz sehnt, hat Blumenbergs Denken eine eigentümlich kritische Funktion: Es erinnert an die Fragilität des Begriffs selbst, an die Voraussetzungen des Sagbaren, an die Notwendigkeit von Vorbehalt. Diese Aktualität des Umwegs ist auch eine Einladung zur methodischen Selbstverunsicherung – eine Einladung, die der Philosoph aus Münster mit einem eigentümlichen Ernst und einer fast altmodisch anmutenden Souveränität formuliert.

Erinnern gegen Vereinnahmung

Zum 30. Todestag Hans Blumenbergs stellt sich nicht nur die Frage, was von seinem Werk geblieben ist – sondern wie es gelesen werden kann, ohne es in verkürzende Etiketten zu pressen. Weder der kulturphilosophische Theoretiker der Metapher noch der Meister der Fußnote noch der „letzte große Humanist" reicht aus, um die Spannweite dieses Denkens zu erfassen. Blumenberg lässt sich nicht ohne weiteres „einordnen", und genau darin liegt seine produktive Irritation. Seine Abwehr der Verkürzung, seine Ironie gegenüber dem System, seine Zurückhaltung gegenüber der Exegese machen es schwer, ihn zum Kronzeugen für eine bestimmte Philosophieform zu machen – und notwendig, sich immer wieder neu auf seine Texte einzulassen.

Dieser Essay ist kein Gedenktext, keine systematische Einführung und keine abschließende Bilanz. Er ist ein Versuch, Blumenberg im Modus des Gesprächs zu begegnen: kritisch, aufmerksam, fragmentarisch. In einer Zeit, in der sich Philosophie neu zu legitimieren sucht – angesichts politischer Dringlichkeit, technischer Überforderung und kultureller Zersplitterung – könnte Blumenbergs Werk ein Beitrag zur Gelassenheit des Denkens sein: nicht als Rückzug, sondern als Übung im differenzierten Umgang mit dem, was nicht sofort gesagt werden kann.

1.1 „Legitimität der Neuzeit" revisited

Mit Die Legitimität der Neuzeit (1966) hat Hans Blumenberg nicht nur ein Schlüsselwerk zur ideengeschichtlichen Selbstverständigung Europas vorgelegt, sondern auch eine methodisch ebenso dichte wie provokante Revision der Deutungstraditionen über das Wesen der Moderne angestoßen. Der Titel selbst ist bereits ein Einspruch gegen eine lange

dominierende Sichtweise, in der die Neuzeit vor allem als Erosionsprodukt theologischer Denkformen erschien – eine Sicht, die spätestens mit Carl Schmitts berühmtem Diktum von der „Säkularisierung theologischer Begriffe“ zu einer politisch aufgeladenen These geworden war.

Blumenbergs Antwort auf Schmitt ist keine bloße Gegenthese, sondern ein grundsätzlicher Einspruch gegen eine genealogische Logik, die dem Neuen die Legitimität abspricht, solange es sich nicht über eine Kontinuitätsfigur – letztlich über seine Herkunft – rechtfertigen kann. Für Blumenberg ist der Rekurs auf den Ursprung selbst ein metaphysisches Reflexverhalten, das das Denken unfrei macht. Der Mensch der Neuzeit aber sieht sich, so die These, mit einer radikalen Form von Unsicherheit konfrontiert – nicht weil ihm metaphysische Sicherheiten genommen wurden, sondern weil er diese nicht länger als legitim voraussetzen kann.

In diesem Sinne ist die Legitimität der Neuzeit keine Verteidigungsschrift der Moderne, sondern eine philosophische Archäologie ihres Möglichkeitsraums. Die Neuzeit wird als Antwort auf eine Überforderung durch letzte Sinnansprüche interpretiert – als Versuch, Selbstbehauptung ohne Rückgriff auf göttliche oder transzendente Letztgewissheiten zu leisten. Wo die vormoderne Theologie das Absolute als Denkrahmen garantierte, muss sich das moderne Denken – so Blumenberg – in einem Horizont der Ungewissheit stabilisieren. Diese Stabilisierung geschieht nicht durch Überbietung (im Sinne von ideologischem Fortschrittsdenken), sondern durch Differenzierungen, Abstufungen, provisorische Sicherungen.

Die zentrale Kategorie, die dieses Denken trägt, ist die der Selbstbehauptung. Sie bezeichnet weder Heroismus noch anthropozentrische Selbstüberschätzung, sondern das prekäre Gleichgewicht eines Denkens, das sich seiner Kontingenz bewusst ist – und genau darin seine Würde entdeckt. Die Neuzeit ist in dieser Perspektive nicht der Ort metaphysischer Verabschiedung, sondern der Reflexionspunkt, an dem metaphysische Totalität nicht länger als Verpflichtung eingefordert werden kann. Daraus folgt eine veränderte Rolle der Philosophie: Nicht mehr Systembau, sondern Aufmerksamkeitslenkung; nicht mehr Substanzdenken, sondern Perspektivverschiebung.

Blumenbergs große Leistung besteht darin, diese Umstellung nicht als Verlust, sondern als Möglichkeit zu begreifen. Seine Rekonstruktion der neuzeitlichen Denkformen ist von einem tiefen Verständnis dafür getragen, wie stark der Wunsch nach Letztbegründung in das philosophische Selbstverständnis eingeschrieben ist – und wie produktiv es sein kann, diesem Wunsch mit einer kontrollierten Distanz zu begegnen. Seine Philosophie ist kein Rückzug vor der Metaphysik, sondern eine Verschiebung ihrer Fragestellung: Was bedeutet es, unter Bedingungen des fragmentarischen Wissens, der Zeitlichkeit und der sprachlichen Unzulänglichkeit dennoch eine orientierende Reflexion zu betreiben?

In diesem Sinne ist die Legitimität der Neuzeit nicht nur eine historische Abhandlung, sondern ein Beitrag zur Gegenwartsphilosophie: ein Versuch, der Moderne ihre eigene Unsicherheit zurückzugeben – nicht als Defizit, sondern als erkenntnistheoretische Produktivität. In einer Zeit, in der sich autoritäre Rückgriffe auf Ursprung, Identität und Letztbegründung erneut bemerkbar machen, besitzt dieser Denkansatz eine ungebrochene Aktualität.

1.2 Philosophie als Selbstbehauptung unter Bedingungen des Sinnentzugs

Was bedeutet es, wenn die Philosophie sich unter Bedingungen des „Sinnentzugs“ behaupten muss? Für Hans Blumenberg ist diese Frage zentral. Sein gesamtes Werk kreist – oft implizit, immer aber spürbar – um die Frage, wie Denken und Lebensführung nach dem Zerfall der metaphysischen Sinnhorizonte möglich bleiben können, ohne sich in bloßer Negativität oder Zynismus zu verlieren. Blumenberg entwickelt die Figur der „Selbstbehauptung“ nicht als Strategie des Triumphs, sondern als Form einer prekären, kontingenten, aber notwendigen Antwort auf die Erfahrung von Sinnkrise.

Entlastung durch Metaphysik – und ihre Abwesenheit

In seinen frühen Schriften – insbesondere in der Legitimität der Neuzeit – zeigt Blumenberg, wie metaphysische Systeme in vormodernen Weltbildern nicht nur Wahrheiten über die Welt bereitstellten, sondern existenzielle Entlastung ermöglichten. Der Glaube an einen göttlichen Ursprung, eine teleologische Ordnung oder an ein letztes Ziel (ein „Erstes“ oder „Letztes“) schuf einen Rahmen, in dem das menschliche Leben eingebettet war – ein Rahmen, der nicht beliebig, sondern durchsetzbar erschien. Der Verlust dieser Ordnung ist für Blumenberg nicht bloß ein intellektuelles, sondern ein kulturell-existenzielles Ereignis. Moderne Philosophie beginnt für ihn nicht mit der Erkenntnis, sondern mit dem Mangel – mit dem Verlust eines tragenden Rahmens.

Die Moderne als epochaler Ernstfall

Die Moderne ist in Blumenbergs Augen nicht einfach durch Fortschritt, Säkularisierung oder Rationalisierung charakterisiert – sondern durch eine Krise der Begründung. Die Moderne ist eine Epoche, in der die Leitinstanzen des Sinns – Gott, Natur, Telos, kosmische Ordnung – nicht mehr unhinterfragt gelten können. Sie ist, so könnte man sagen, eine Epoche nach dem Letzten Grund. Damit aber verschiebt sich der Auftrag der Philosophie fundamental. Sie kann nicht mehr als „Metaphysik erster Prinzipien“ auftreten, sondern muss sich selbst unter dem Vorzeichen dieser Leerstelle denken – und trotzdem denken.

Blumenberg nennt das die „Selbstbehauptung des Denkens“. Damit ist kein individualistischer Rückzug gemeint, sondern eine kulturelle und intellektuelle Haltung: die Fähigkeit des Denkens, sich nicht entmutigen zu lassen von der Unabschließbarkeit seiner Fragen, und trotzdem Antworten zu versuchen – nicht aus Trotz, sondern aus einem konstruktiven Bewusstsein für die Tragweite der offenen Fragen.

Philosophie als Orientierung ohne Letztbegründung

Für Blumenberg wird Philosophie zu einer Arbeit an der Form des Fragens selbst. Ihre Aufgabe ist es, in der Abwesenheit absoluter Antworten eine Form zu finden, die das

Sprechen über Sinn und Welt nicht unmöglich, aber reflektierter, indirekter, verantwortlicher macht. Der Verzicht auf Letztbegründung ist keine Schwäche, sondern eine Stärke – er eröffnet einen Spielraum, in dem Weltzugänge, Orientierungen und Erfahrungsweisen neu konfiguriert werden können.

Dies führt zur Entwicklung einer Philosophie, die nicht systematisch im klassischen Sinne sein kann und will. Blumenbergs Denken arbeitet mit historischen Tiefendimensionen, metaphorischen Strategien und anthropologischen Beobachtungen, um der Moderne ein Denken zu geben, das ihre eigene Vorläufigkeit anerkennt, ohne sich in ihr aufzulösen. Seine Konzepte – wie der „Absolutismus der Wirklichkeit“, das „Provisorium“ oder die „Unbegrifflichkeit“ – sind keine dogmatischen Setzungen, sondern Suchbewegungen. Sie machen Philosophie zu einer intellektuellen Praxis im Zeichen der Offenheit und Ambivalenz.

Anthropologie als neue Mitte

Blumenberg ersetzt die verlorene Letztbegründung nicht durch ein neues Prinzip, sondern durch eine anthropologische Verschiebung: Der Mensch wird nicht zum neuen Gott, sondern zum Ausgangspunkt einer Philosophie, die mit ihm als endlichem, verletzlichem, zugleich bild- und denkfähigem Wesen rechnet. Der Mensch ist in diesem Denken ein „Wesen des Vorbehalts“ – also eines, das seine eigenen Bedingungen nie ganz durchdringen kann, aber auch nicht aufhört, sich zu ihnen in Beziehung zu setzen.

Damit rückt das Bild einer Philosophie in den Vordergrund, die sich nicht mehr als „Fundamentwissenschaft“, sondern als kulturelle Selbstaufklärung begreift. Sie denkt sich nicht an die Stelle der Religion, sondern arbeitet an ihren Nachwirkungen, an den Lücken, Übergängen, Resten. Sie ersetzt nicht die verlorene Sinnerzählung, sondern beobachtet, wie Sinn unter Bedingungen seiner Krise entsteht, verschwindet, zurückkehrt.

Fazit: Das Denken im Zwischen

In Blumenbergs Sicht ist Philosophie nicht mehr die Instanz der letzten Worte, sondern der vorletzten Fragen. Ihre Stärke liegt nicht in der Letztgültigkeit, sondern in der Relevanz des Vorläufigen. Sie ist nicht universalistisch, aber orientierend; nicht transzendent, aber transponierend. Selbstbehauptung meint hier nicht ideologischen Selbstbezug, sondern den Mut, auch ohne metaphysisches Netz zu denken – und gerade darin das denkende Subjekt ernst zu nehmen.

In einer Zeit, in der philosophisches Denken entweder von kybernetischem Pragmatismus oder postfaktischem Nihilismus bedrängt wird, bleibt Blumenbergs Modell aktuell: als Versuch, dem Denken seine Ernsthaftigkeit zu bewahren – nicht durch Letztbegründung, sondern durch ein Ethos des Fragens.

1.3 Kritik der totalen Ursprungsfrage

Zwischen Verheißung und Überforderung

In kaum einem anderen Denkmotiv kulminiert die Spannung zwischen metaphysischem Ehrgeiz und existenzieller Bedürftigkeit so deutlich wie in der Ursprungsfrage. Wer nach dem „Ersten“ fragt – nach dem Anfang, dem Grund, dem Ursprung allen Denkens oder Seins – sucht Orientierung, Sinn und Legitimation. Doch was, wenn die Frage nach dem Ursprung selbst in die Irre führt? Hans Blumenberg stellt diese Frage mit einer analytischen Konsequenz, die sich weder mit einem einfachen Skeptizismus noch mit resignierter Sinnferne begnügt. Seine Kritik der Ursprungsfrage ist keine Dekonstruktion um der Dekonstruktion willen – sie ist ein philosophisches Plädoyer für den Mut zur begrenzten Perspektive und zur historischen Selbstreflexion des Denkens.

Der Ursprung als Denkfigur – nicht als gegebene Realität

Blumenbergs Auseinandersetzung mit der Ursprungsfrage beginnt mit einer begrifflichen Entschärfung: Der Ursprung ist für ihn keine historische oder ontologische Tatsache, sondern eine Denkfigur. Diese Figur erfüllt eine Funktion im Horizont menschlicher Weltverarbeitung: Sie stabilisiert Erwartungen, erzeugt Sinnzusammenhänge und begründet Geltungsansprüche. Doch gerade weil sie so wirkmächtig ist, verführt sie auch zur Totalisierung. Die Suche nach dem Ursprung tendiert dazu, über alle Differenzen hinwegzusehen – sie möchte das Vielstimmige auf einen Anfang, das Kontingente auf eine Notwendigkeit reduzieren.

Blumenberg erkennt darin ein strukturelles Problem der Metaphysik: Ihre Ursprungssehnsucht überfordert das Denken mit einem Absolutheitsanspruch, den es aus eigener Kraft nicht einlösen kann. Der Ursprung wird zum Fluchtpunkt, an dem sich die Philosophie mit sich selbst missversteht – als ob sie das letzte Wort sprechen, den tiefsten Grund bloßlegen, die Welt ein für alle Mal „aufklären“ könnte.

Kritik als Entlastung – nicht als Zerstörung

Was Blumenbergs Kritik der Ursprungsfrage auszeichnet, ist ihre Balance: Sie ist nicht radikal destruktiv, sondern entlastend. Er will nicht den Ursprung „abschaffen“, sondern seine monopolartige Stellung im Denken korrigieren. In diesem Sinne spricht er von der Notwendigkeit, sich gegen „absolute Ursprungsfragen“ zur Wehr zu setzen – nicht, weil sie bedeutungslos wären, sondern weil sie zur Denkblockade werden können, wenn man sie zu ernst nimmt.

Darin liegt auch eine subtile Polemik gegen philosophische Traditionsbestände: etwa gegen Heideggers Rückkehr zur „Seinsfrage“, gegen die Transzendentalontologien Hegels oder gegen die kategoriale Ursprungsorientierung Kants. All diesen Denkmodellen ist gemeinsam, dass sie – bei aller Verschiedenheit – am Horizont eines Letzten Grundes operieren, das allen Sinn tragen und alles Denken legitimieren soll.

Blumenberg fragt stattdessen: Was, wenn gerade diese Idee eines Ursprungs – so plausibel sie psychologisch sein mag – selbst ein Symptom unserer Unsicherheit ist? Was, wenn sie

nicht Anfang, sondern Antwort auf eine tieferliegende Bedrohung darstellt – nämlich die Erfahrung, dass Welt und Sinn nie vollständig zur Deckung kommen?

Anthropologische Wendung: Ursprung als Reaktion, nicht als Ursache

Die zentrale Bewegung in Blumenbergs Kritik besteht darin, die Ursprungsfrage aus dem metaphysischen in den anthropologischen Raum zu verlagern. Der Ursprung wird nicht länger als objektive Entität verstanden, sondern als Ausdruck eines menschlichen Bedürfnisses. Diese Wendung ist entscheidend: Sie macht den Ursprung erklärbar, aber nicht mehr notwendig. In Arbeit am Mythos und Höhlenausgänge zeigt Blumenberg, dass Ursprungserzählungen – ob mythisch oder philosophisch – Reaktionsweisen auf Überforderung sind, „Entlastungsleistungen“ im Umgang mit Kontingenz, Unsicherheit und Offenheit.

Die Ursprungsfrage ist somit selbst ein Symptom der conditio humana: Der Mensch ist ein Wesen, das nicht im Gegebenen aufgeht, das nach Vorherschaffung, nach Voraussetzung, nach Begründung fragt – und sich damit immer auch selbst überfordert. Blumenbergs Einsicht liegt in der Ambivalenz dieser Bewegung: Der Ursprung ist zugleich Ermöglichung und Verstellung. Er gibt dem Denken Halt, aber macht es anfällig für Dogmen. Er stiftet Ordnung, aber schließt Alternativen aus.

Metapher statt Prinzip: Ursprung als metaphorisches Denken

Ein weiteres Moment von Blumenbergs Kritik betrifft den erkenntnistheoretischen Status des Ursprungsbegriffs: Er operiert mit einer „Theorie der Unbegrifflichkeit“, in der auch Ursprünge als metaphorisch verstandene Operationen erscheinen. In einer Welt, die sich nicht in letzten Gründen einholen lässt, bleibt der Ursprung stets Projektion – ein Denkbild, das seine Geltung aus seiner Funktion, nicht aus seiner Evidenz bezieht.

In dieser Perspektive verliert der Ursprung seinen ontologischen Ernst, ohne dadurch belanglos zu werden. Er wird „lesbar“, nicht weil er sich zeigt, sondern weil er gebraucht wird – als rhetorische Figur, als narrative Konvention, als epistemisches Werkzeug. Blumenbergs Denken kreist nicht um das „Erste“ im Sinne eines unbedingten Anfangs, sondern um die Bedingungen, unter denen ein solches „Erstes“ überhaupt gedacht werden kann – und warum man es überhaupt zu brauchen meint.

Die Nachmetaphysik als Selbstrelativierung der Ursprungsfrage

Was bleibt, wenn der Ursprung nicht mehr metaphysischer Letztgrund, sondern anthropologisch motivierte Denkfigur ist? Für Blumenberg bedeutet das keine Preisgabe philosophischer Ernsthaftigkeit, sondern ihre Re-Kodierung. Denken kann sich nicht in letzter Instanz verankern – aber es kann sich seiner eigenen Motive bewusst werden. In dieser Selbstreflexion besteht die Leistung der Nachmetaphysik: Sie fragt nicht länger nach dem, was „ursprünglich“ war, sondern nach dem, was wir tun, wenn wir nach dem Ursprung fragen.

Damit erschließt sich ein Denkraum, der nicht durch Verzicht, sondern durch Erweiterung geprägt ist. Wer den Ursprung nicht als Letztes, sondern als Versuch versteht, eröffnet

Alternativen: zu pluralen Anfängen, zu konkurrierenden Weltdeutungen, zu fragmentarischen Wahrheiten. Blumenbergs Kritik macht die Philosophie nicht kleiner – aber sie macht sie vorsichtiger. Und genau darin liegt ihre zeitgemäße Kraft.

---

2. Mythos und Ratio – Zwei Seiten derselben Geste

Philosophie hat sich, so die klassische Selbstbeschreibung, im Widerstand gegen den Mythos formiert: Als Bewegung der Aufklärung, als Durchsetzung des Logos, als emanzipatorische Geste gegenüber der Welt der Bilder, Geschichten und Götter. Doch gerade Hans Blumenberg hat in seinem Werk gezeigt, dass diese Opposition trügerisch ist – und dass die Differenz von Mythos und Ratio womöglich weniger klar, weniger stabil und weniger fundamental ist, als viele philosophische Narrative glauben machen.

Blumenbergs Reflexion des Mythos ist keine Rückkehr zu vormodernem Denken, keine kulturkritische Klage und auch kein ästhetischer Eskapismus. Sie ist vielmehr eine methodisch kontrollierte Revision der philosophischen Urszene selbst: Wenn Philosophie im Mythos ihren dunklen Gegenpol sieht, dann offenbart das mehr über ihr eigenes Selbstverständnis als über die Natur des Mythos. Die Figur des Mythos, so Blumenberg, ist nicht das Andere des Denkens, sondern ein Modus, mit Kontingenz umzugehen – ebenso wie die Ratio. Nicht Gegensatz, sondern Komplementarität.

Im Zentrum dieses Kapitels steht also die Frage: Wie hängen mythische und rationale Weltverarbeitung zusammen? Wo verlaufen die Grenzen zwischen Erklärung und Erzählung, zwischen Begriff und Bild? Und wie verändert sich unser Verständnis von Rationalität, wenn wir den Mythos nicht länger als vormodernes Relikt, sondern als anthropologische Konstante begreifen?

Blumenberg gelingt es, Mythos und Ratio nicht als zwei Epochen, sondern als zwei Geltungsformen zu denken – als unterschiedliche Reaktionen auf dieselbe Herausforderung: der Unsichtbarkeit, Widerständigkeit und Unverfügbarkeit der Welt. In dieser Konstellation wird der Mythos zu einer Denkfigur, die selbst in der Moderne nicht verschwindet, sondern transformiert wird. Die „Arbeit am Mythos“ ist dabei nicht nur ein Buch- und Buchtitel, sondern ein konstitutives Prinzip: Denken bleibt in gewissem Sinne mythisch – nicht, weil es irrational wäre, sondern weil es metaphorisch, erzählend, orientierend operieren muss, wenn es sich der Totalität entzieht.

In den folgenden Abschnitten wird dieser Zusammenhang entfaltet: Zunächst über die Frage, ob sich der Logos tatsächlich aus dem Mythos emanzipiert hat – oder ob es sich um eine Erzählung des Rationalismus handelt (2.1); dann über die These, dass der Mythos nicht Ausdruck von Irrationalität, sondern ein Schutzbehauptung des Geistes sei, ein Abwehrmechanismus gegen die Radikalität des Fragens (2.2); und schließlich über Blumenbergs These des metaphorischen Exzesses – also der Fähigkeit des Mythos, dort Bedeutung zu stiften, wo begriffliche Rede versagt (2.3).

Damit wird deutlich: Blumenbergs Philosophie der Moderne ist keine Fortschrittserzählung, sondern eine Reflexion der intellektuellen Ambivalenz – und der stillen Kontinuität des Mythischen im Zeitalter der Aufklärung.

2.1 Vom Logos zum Mythos – oder umgekehrt?

In der gängigen Erzählung der Philosophiegeschichte markiert der Übergang vom Mythos zum Logos einen zivilisatorischen Bruch – den Triumph der Rationalität über das Dunkel des Bildhaften, die Geburt der Philosophie aus dem Geiste der Kritik. Doch was, wenn diese Erzählung selbst mythische Züge trägt? Was, wenn die „Emanzipation vom Mythos“ nicht das Ende, sondern der Anfang einer neuen Mythenproduktion darstellt – einer, die sich in der Geste der Abgrenzung selbst mit Sinn auflädt?

Für Hans Blumenberg ist dies keine rhetorische Volte, sondern eine methodische Einsicht. In seinem zentralen Werk Arbeit am Mythos legt er eine alternative Genealogie der Vernunft vor – eine, die den Mythos nicht als überholten Vorläufer der Philosophie betrachtet, sondern als strukturell bleibende Kategorie im Denken selbst. Der Mythos, so Blumenbergs These, ist keine primitive Vorstufe des Logos, sondern eine anthropologische Konstante: eine symbolische Antwort auf eine überfordernde Welt, in der Unverfügbarkeit und Kontingenz nicht bloß als erkenntnistheoretische, sondern als existenzielle Herausforderungen erfahren werden.

Diese Umwertung hat einen entscheidenden methodologischen Dreh: Sie verschiebt die Frage von der Wahrheit zur Funktion des Mythos. Blumenberg interessiert sich nicht primär für den Inhalt mythischer Erzählungen, sondern für das, was sie für den Menschen leisten – als Entlastungen, als symbolische Ordnungen, als Versuche, das Unerklärliche in Sagbares zu überführen. Der Mythos ist kein Irrtum, sondern ein anthropologischer Reflex auf epistemische Notlagen. In dieser Perspektive ist das Erzählen mythischer Geschichten nicht kindlich oder naiv, sondern ein ursprünglicher Modus der Weltaneignung, in dem das Nichtbegreifbare zumindest benennbar gemacht wird.

Diese Sichtweise erlaubt es Blumenberg, auch den Logos neu zu positionieren. Die Rationalität erscheint nicht mehr als Gegensatz zum Mythos, sondern als seine historisch transformierte Form. Der Logos übernimmt dessen Funktion – Weltverständigung unter Bedingungen der Unverfügbarkeit –, aber mit anderen Mitteln. So gesehen ist der Übergang vom Mythos zum Logos nicht ein Bruch, sondern ein Umbau, ein semantischer Strukturwandel unter veränderten Bedingungen der Selbst- und Weltdeutung.

Besonders deutlich wird dies in Blumenbergs Lektüre antiker Philosophie, etwa bei Platon. Hier ist der Mythos nicht etwa eine rhetorische Verzierung des Argumentativen, sondern ein epistemischer Lückenfüller – eine Form des Erzählens, die dort einspringt, wo das begriffliche Denken an seine Grenzen stößt. Die platonischen Mythen (wie der von Er oder das Höhlengleichnis) sind bei Blumenberg keine Ausnahmen im System des Logos, sondern konstitutive Elemente einer Philosophie, die um ihre eigenen Grenzen weiß. Der Mythos

fungiert hier nicht als Überrest, sondern als Überschuss – als der Ort, an dem sich die Philosophie an ihr eigenes Unvermögen erinnert.

Gerade in diesem produktiven Spannungsverhältnis – zwischen Form, Funktion und Grenze – erkennt Blumenberg die bleibende Bedeutung des Mythos für die Moderne. Denn auch die Ratio ist nicht souverän: Sie operiert immer schon in einer Situation nach dem Verlust von Sicherheiten. Rationalität, so verstanden, ist nicht die Herrschaft des Begriffs über die Welt, sondern eine historisch kontingente Strategie der Sinnstabilisierung, die selbst auf Entlastung zielt. Der Logos ist kein Sieg über den Mythos, sondern ein Antwortversuch auf dieselbe Grundnot.

Darin liegt auch eine Kritik an der triumphalistischen Fortschrittserzählung der Aufklärung. Wenn der Logos sich seiner Herkunft aus dem Mythos bewusst bleibt, kann er sich gegen das Phantasma einer totalen Durchsichtigkeit der Welt wappnen – und gegen jene postideologischen Überbietungsgesten, die Rationalität mit Technokratie, Aufklärung mit Herrschaft verwechseln. Blumenbergs Deutung ist in dieser Hinsicht nicht restaurativ, sondern emanzipatorisch: Sie rehabilitiert den Mythos, ohne ihm das letzte Wort zu überlassen.

In der gegenwärtigen Lage, in der das Verhältnis von Wahrheit, Sinn und Orientierung neu verhandelt wird, erscheint Blumenbergs Denken aktueller denn je. Nicht weil es einfache Antworten gibt – sondern weil es die Form des Fragens selbst neu justiert: nicht im Entweder-oder, sondern in der Reflexion auf die unabschließbare Bewegung zwischen beiden Polen. Vom Logos zum Mythos – oder umgekehrt? ist dann keine rhetorische Frage, sondern ein hermeneutisches Programm.

2.2 Der Mythos als Schutzbehauptung des Denkens

Mythos – das klingt nach Vergangenheit. Nach Göttern, Gestalten, Genealogien. Nach Geschichten, die ihre Gültigkeit verloren haben, seit sich das Denken auf den Weg zur Vernunft gemacht hat. In der klassischen Fortschrittsgeschichte des europäischen Geistes ist der Mythos der Anfang, von dem sich die Philosophie emanzipiert hat – ein frühes Stadium des Bewusstseins, das vom Logos abgelöst, überwunden, entzaubert wurde. Blumenberg widerspricht dieser teleologischen Selbstversicherung der Vernunft nicht frontal – aber er unterläuft sie mit einer Geste der Umwertung: Der Mythos, so seine These, ist nicht das Gegenteil der Vernunft, sondern eine ihrer ursprünglichen Leistungsformen. Eine Reaktion des Bewusstseins auf Zumutungen der Wirklichkeit, in denen begriffliches Denken noch nicht zur Verfügung stand – oder sich selbst nicht mehr traut.

In seiner berühmten Formel nennt Blumenberg den Mythos eine „Schutzbehauptung des Denkens“. Damit verschiebt sich der Fokus fundamental: Weg von einer Defizitperspektive, die den Mythos als bloß irrationalen Vorläufer der Wissenschaft betrachtet, hin zu einer funktionalen Anthropologie des Sinns. Mythos ist, was der Mensch „erfindet“, um sich gegen eine überfordernde Welt zu behaupten – nicht, weil er naiv ist, sondern weil er radikal auf

Sinn angewiesen bleibt, auch unter Bedingungen der Unverfügbarkeit. In dieser Lesart wird der Mythos zur symbolischen Pufferzone, zum semantischen Schutzschild: eine „Weltantwort“, wo keine Welterklärung mehr tragfähig ist.

Mythos als symbolischer Selbstschutz

Blumenberg beschreibt den Mythos als symbolische Arbeit am Realitätsüberhang. Es geht nicht darum, die Welt „wahr“ darzustellen – im Sinne empirischer Genauigkeit oder rationaler Beweisbarkeit. Vielmehr geht es um Erträglichkeit: Die mythische Erzählung macht das Unverfügbare erträglich, das Unverständliche vorläufig plausibel, das Kontingente handhabbar. In einer frühen Phase der Kulturgeschichte – aber auch in modernen Krisenerfahrungen – tritt der Mythos als symbolische Verdichtung auf, die Angst in Ordnung verwandelt. Er sichert dem Bewusstsein Stabilität, wo Erfahrung chaotisch oder entgrenzt wird.

Wichtig ist dabei, dass Blumenberg den Mythos gerade nicht als bloßes Residuum vorwissenschaftlicher Weltbilder behandelt. Vielmehr erkennt er im Mythos eine epistemische Strukturleistung des Menschen. Der Mythos ist nicht bloß ein „Glaube“, sondern eine Art, mit der Welt zu rechnen – eine vorsprachliche, aber hochkomplexe Weise, Unsicherheiten in Geschichten zu verwandeln. Der mythische Mensch ist nicht irrational, sondern anders rational – symbolisch, narrativ, metaphorisch. Die „Schutzbehauptung“ meint somit nicht Verdrängung, sondern ein produktives Überformen des Chaos.

Moderne Mythen – eine verdrängte Gegenwart?

Für Blumenberg hat der Mythos keine „historische Adresse“, keine abgeschlossene Zeitform. Er ist nicht Vergangenheit, sondern latente Gegenwart – gerade in der Moderne. Die Aufklärung mag den Mythos bekämpft haben, doch sie hat zugleich eigene mythische Strukturen geschaffen: Fortschritt, Vernunft, Freiheit – all das sind Erzählungen, deren Bindekraft oft über das hinausgeht, was argumentativ begründbar ist. Blumenbergs Analyse macht sichtbar, dass auch die Moderne mythisch denkt, wenn sie sich absolut setzt – wenn sie sich selbst als Endpunkt einer Entwicklung versteht oder die Rationalität gegen alle Alternativen abschirmt.

So formuliert er in Arbeit am Mythos eine doppelte These: Erstens ist der Mythos unvermeidlich, weil das Denken unter Bedingungen von Endlichkeit, Unsicherheit und Gewalt stets symbolische Entlastung braucht. Und zweitens ist der Mythos transformierbar – er kann umkodiert, überschrieben, rekonstruiert werden. Das bedeutet: Mythos ist nicht gleich Rückfall, sondern – je nachdem – Ressource oder Risiko. Er kann, als funktional reflektierte Form, dem Denken Raum geben, wo Begriffe allein nicht tragen.

Zwischen Rationalität und Imaginarität

In diesem Sinne ist Blumenbergs Begriff des Mythos ein dynamischer Grenzbegriff: Er markiert den Raum, in dem das Denken seine eigenen Bedingungen reflektiert – und erkennt, dass es nicht aus sich selbst heraus genügt. Der Mythos fungiert als Meta-Narrativ, als Denkform zweiten Grades, die sichtbar macht, dass Sinn nicht bloß deduziert, sondern symbolisch erzeugt werden muss. Dabei liegt die Leistung Blumenbergs nicht nur in der

Neubewertung des Mythos, sondern in der Möglichkeit, Rationalität selbst als gefährdeten Prozess zu denken – als Form der Weltbegegnung, die ihren Schatten nicht leugnen kann, ohne sich selbst zu verlieren.

Die These vom Mythos als Schutzbehauptung des Denkens ist in diesem Zusammenhang eine provokative Rehabilitation des Imaginären. Sie erlaubt es, die kulturellen Grundlagen des Denkens neu zu lesen – nicht als Sammlung überwundener Illusionen, sondern als archäologische Tiefenschichten des Geistes, die auch heute noch operative Kraft besitzen. Moderne Wissenschaften, politische Ideologien, sogar digitale Narrative tragen in ihrer Semantik mythische Elemente – Erzählkerne, Projektionsachsen, Heilsversprechen. Blumenbergs Analyse lässt sich somit auch als Kritik einer Moderne lesen, die ihre mythischen Grundierungen nicht mehr erkennt – und sich daher blind gegenüber ihren eigenen Voraussetzungen macht.

Resümee

Blumenbergs Rückgewinnung des Mythos ist keine Rückkehr zur Mythologie – sondern ein Versuch, die anthropologische Tiefe symbolischer Sinnbildung wieder ernst zu nehmen. Der Mythos als Schutzbehauptung des Denkens ist kein Rückschritt in ein irrationales Zeitalter, sondern eine Erinnerung an die symbolischen Voraussetzungen jeder Rationalität. Der Logos lebt nicht trotz, sondern mit dem Mythos – und oft von ihm. In einer Welt, in der Sinninstanzen erodieren, ist diese Einsicht aktueller denn je.

2.3 Zwischen Rede und Schweigen: Die Figur des metaphorischen Exzesses

Blumenbergs Denken lässt sich nicht auf eine Lehre oder ein System reduzieren – es ist vielmehr ein intellektuelles Gelände, durch das man sich tastend bewegt. In keinem Bereich wird diese Denkbewegung eindrücklicher als in seiner Theorie der Metapher, die nicht nur rhetorisches Mittel, sondern erkenntnistheoretisches Prinzip, anthropologischer Marker und philosophische Grenzfigur zugleich ist. Die Metapher steht bei Blumenberg für einen Modus des Denkens, der dort ansetzt, wo Sprache an ihre systematischen und begrifflichen Grenzen gelangt – und dennoch nicht schweigen kann. In diesem Zwischenraum – zwischen expliziter Rede und notwendig unsagbarem Schweigen – operiert, was Blumenberg mit stiller Präzision als das „metaphorische Mehr“ begreift: ein Exzess des Ausdrucks, der nicht zufällig, sondern notwendig ist.

Metapher als Erkenntnisform

Im Zentrum von Blumenbergs metaphorologischer Reflexion steht eine fundamentale Einsicht: Dass Metaphern nicht bloß vorwissenschaftliche Vorstufen oder literarische Verzierungen sind, sondern genuine, wenn auch „vorbegriffliche“ Ausdrucksformen von Weltverhältnis und Selbstverständigung. In den Paradigmen zu einer Metaphorologie und

weitergeführt in der Metaphorologie der Unbegrifflichkeit wird deutlich, dass für Blumenberg gerade dort, wo der Begriff versagt, die Metapher beginnt, Bedeutung zu sichern, ohne Begriffe zu fixieren. Sie fungiert als „Behelfsbegriff“, als Übergangsform, aber auch als Schutzgeste: nicht zur Verdeckung, sondern zur Offenhaltung dessen, was dem Zugriff der Theorie entgleitet.

Blumenberg nimmt die metaphorischen Grundbestände der Philosophie – „Licht der Vernunft“, „Grund“, „Horizont“, „Fundament“, „Weltbild“, „Lesbarkeit der Welt“ – nicht als zufällige Sprachbilder, sondern als Stabilisierungsleistungen in einer ontologisch instabilen Moderne. Wo erste und letzte Gründe ausbleiben, tritt die Metapher an ihre Stelle – nicht als Ersatz, sondern als produktive Suspension. Sie markiert das, was dem Zugriff des Systemdenkens entzogen bleibt, ohne jedoch ins bloß Irrationale zu fallen. Metaphern sind epistemologische Schwellenphänomene: sie öffnen, ohne zu schließen; sie sprechen, wo Begriffe schweigen müssen.

Exzess und Reserve

Dass Blumenberg von einem „Exzess“ spricht, ist dabei nicht zufällig. Die Metapher ist für ihn mehr als notwendig, aber weniger als hinreichend – eine Denkfigur, die sich systematischer Erschöpfung verweigert, ohne in bloßes Rauschen abzugleiten. Ihr Exzess liegt nicht in der Ungebundenheit, sondern im Zuviel gegenüber dem Sagbaren: Metaphern tragen Bedeutungsüberschuss in sich, ohne diesen auflösen zu wollen. Sie insistieren auf ihrer eigenen Uneinholbarkeit, ohne dabei beliebig zu werden. Blumenbergs Philosophie anerkennt damit eine dem Denken eigene Form von Redlichkeitsreserve: Sie lässt offen, was nicht begriffen werden kann, und benennt es doch.

Diese Zurückhaltung ist keine defensive Geste, sondern eine tief anthropologische. Sie anerkennt, dass der Mensch ein Wesen ist, das sich auf Welt nur fragmentarisch und indirekt beziehen kann – über Symbole, Analogien, Narrative und eben Metaphern. In diesem Sinne wird der metaphorische Exzess bei Blumenberg zum anthropologischen Zeichen der Conditio humana. Er ist Ausdruck eines Denkens, das nicht um der Eindeutigkeit willen vereinfacht, sondern die Vieldeutigkeit als Ausdruck von Wirklichkeitsreichtum ernst nimmt.

Metapher und Schweigen: Die Unverfügbarkeit des Ersten

Blumenbergs metaphorisches Denken ist auch ein Denken der Grenze – des sprachlichen wie des epistemischen Horizonts. Indem die Metapher an das Unsagbare rührt, berührt sie auch das Schweigen. Doch dieses Schweigen ist kein Verstummen, sondern ein produktives Verschweigen: ein Nicht-Aussprechen, das mehr sagen kann als jede Definition. So verstanden steht die Metapher für ein Denken, das sich selbst zurücknimmt, ohne aufzugeben – das durch Andeutung, Asymptotik, Figürlichkeit Welt aufruft, ohne sie zu fixieren.

Dies ist die tiefere Pointe von Blumenbergs metaphorischer Exzessfigur: Sie ist kein pathosgeladener Übergriff, sondern eine Form der philosophischen Mäßigung im Angesicht des Absoluten. Die Metapher steht zwischen Totalisierung und Sprachverzicht – sie sichert Weltzugang, ohne ihn zu erzwingen. Gerade darin zeigt sich ihr emanzipatorisches

Potential: Sie schützt vor theoretischer Anmaßung ebenso wie vor resignativer Sprachskepsis.

Stil als Denkhaltung

Diese Bewegung des Denkens schlägt sich auch in Blumenbergs Stil nieder: Die langen, mäandrierenden Sätze, die elliptischen Abschweifungen, das Oszillieren zwischen Argument und Erzählung – all das ist keine Marotte, sondern Ausdruck einer Philosophie, die sich ihrer Grenzen bewusst ist. Der metaphorische Exzess wirkt nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch auf stilistischer Ebene: Die Sprache tastet sich vor, sucht, umkreist, verliert sich und findet neue Pfade. In dieser stilistischen Offenheit erkennt man Blumenbergs konsequente Haltung: Denken nicht als Systembau, sondern als Bewegung zwischen Begriff und Bild, Gewissheit und Vorbehalt, Sichtbarkeit und Schatten.

Fazit: Metapher als Ort der philosophischen Redlichkeit

In einer Philosophie, die sich von den großen Letztbegründungsphantasien verabschiedet hat, bleibt die Metapher der Ort, an dem Denken nicht endet, sondern neu ansetzt. Sie erlaubt einen Zugang zur Welt, der sich seiner eigenen Fragilität bewusst ist, und bietet ein Medium der Verständigung, das auch das Unverfügbare zur Sprache bringt – ohne es zu verraten. In dieser Spannung zwischen Rede und Schweigen, zwischen Überschuss und Reserve, liegt das Ethos von Blumenbergs Philosophie: eine Form des Denkens, die nicht wissen will, um zu herrschen, sondern um verantwortlich zu sprechen.

Der metaphorische Exzess ist damit keine Schwäche, sondern die stärkste Form des Nachdenkens über die Grenze. Er steht für eine Philosophie, die es wagt, nicht alles zu sagen – und darin vielleicht mehr sagt als jede Systematik.

3.1 Die Lesbarkeit der Welt als anthropologische Konstante

Im Zentrum von Hans Blumenbergs anthropologischer Philosophie steht eine fundamentale Einsicht: Der Mensch ist nicht das vernunftbegabte Tier, wie es die klassische Tradition will, sondern ein interpretationsbedürftiges Wesen – nicht zuletzt, weil ihm die Welt, in der er lebt, in radikaler Weise entzogen bleibt. Die Rede von der „Lesbarkeit der Welt“ ist in diesem Sinne nicht als triviale Metapher zu verstehen, sondern als präzise Formulierung eines existentiellen Bedarfs. Denn was sich dem Menschen zunächst darbietet, ist keine geordnete Welt, sondern ein Übermaß an Kontingenz, Unverfügbarkeit, Ungewissheit – kurz: Überforderung. Die Welt ist nicht unmittelbar sinnvoll – sie muss sinnhaft gemacht werden.

Diese Grundsituation beschreibt Blumenberg immer wieder in anthropologisch zugespitzten Begriffen: Der Mensch ist ein „Mängelwesen“, wie Arnold Gehlen formuliert hat, und auf Kompensation angewiesen. Doch wo Gehlen auf Institutionen und Gewohnheiten setzt, betont Blumenberg eine andere, subtilere Form der Kompensation – die symbolische. Der

Mensch antwortet auf die Überforderung durch Welt nicht nur mit Technik und Organisation, sondern mit Lesbarkeit. Das heißt: Er erzeugt Formen, in denen sich die Welt ihm zeigt, als ob sie lesbar wäre – als ob sie bedeutungsvoll, zugänglich, strukturiert sei.

Diese epistemische Geste ist uralt und zugleich hochaktuell. Sie beginnt mit dem Mythos, setzt sich über Religion, Wissenschaft, Dichtung und Philosophie fort und bleibt in all diesen Modi letztlich prekär. Denn Blumenbergs Pointe ist eine doppelte: Erstens gibt es keine vorausliegende Lesbarkeit der Welt – sie ist keine „Botschaft", die nur entschlüsselt werden müsste. Zweitens ist der Akt der Lesbarmachung nicht ersetzbar durch endgültige Erkenntnis. Das bedeutet: Auch wissenschaftliche Weltzugänge bleiben symbolisch vermittelt, metaphorisch durchzogen, geschichtlich bedingt. Kein Denken kommt je an einen Nullpunkt der Interpretation – und jedes Denken lebt gerade davon, dies nicht zu verdrängen.

Hierin liegt ein kritischer Impuls von erstaunlicher Tragweite: Blumenberg stellt sich gegen jede epistemische Hybris, gegen den Traum einer totalen Theorie oder einer letzten Begründung. In seinen Augen ist die Philosophie gerade dort stark, wo sie sich den „Vorbehalt" bewahrt – ein zentraler Begriff seines anthropologischen Denkens (vgl. 3.2). Denken bedeutet nicht, den Vorhang zu lüften, sondern mit dem Vorhang zu leben, ihn zu falten, zu spiegeln, zu deuten. Die Metapher der „Lesbarkeit" ist in dieser Hinsicht doppelt codiert: Sie meint sowohl die Orientierung an Texturen, die nicht eindeutig sind, als auch die Bereitschaft, mit Unabschließbarkeit zu denken.

Diese Haltung hat Konsequenzen für das gesamte Verhältnis von Mensch und Welt. Denn sie unterläuft nicht nur den cartesianischen Szientismus, sondern auch jede romantische Rückkehr zur Welt als Ganzem. Die Welt ist nicht als Totalität lesbar – wohl aber als gestuftes, partiell entzifferbares Ensemble von Wirklichkeitsangeboten. Diese werden durch Sprache, Bildlichkeit, Narrative, Wissenschaft und Mythen strukturiert – nicht, weil es keine „Realität" gäbe, sondern weil es keine unvermittelte Realitätsbegegnung gibt. Der Mensch „lebt in einer Welt, die er nicht durchschaut, aber entziffert", könnte man in blumenbergscher Lakonie sagen.

In dieser Anthropologie erscheint der Mythos nicht als kindlicher Irrtum, sondern als früheste Form der Weltlesbarkeit – als symbolische Antwort auf das Unverfügbare. Und in derselben Linie kann man auch Wissenschaft als funktionale Nachfolgeform des Mythos verstehen: Sie reduziert Komplexität, setzt Ordnung gegen Zufall, begrenzt das Chaotische – aber sie ersetzt nie ganz das Bedürfnis nach symbolischer Stützung. Auch Technik, auch Rationalität bleiben, in Blumenbergs Sinn, Antworten auf Überforderung. Was sich hier andeutet, ist eine Philosophie der symbolischen Form, die die Trennung zwischen Mythos und Ratio nicht aufhebt, aber produktiv durchlässig macht.

Diese Lesart der Welt – als anthropologisch erzeugte Struktur – schützt Blumenberg vor zwei typischen Abgründen moderner Theorie: vor der totalen Relativierung ebenso wie vor der absoluten Objektivität. Die Welt ist nicht lesbar, aber sie wird es – durch uns. In dieser Spannung zwischen epistemischem Mangel und symbolischer Kompetenz liegt der Grundzug blumenbergscher Anthropologie: eine Denkfigur, die sich weder in Skepsis noch in Gewissheit erschöpft, sondern auf die Form des Umwegs setzt. Weltverhältnis ist für

Blumenberg nie direkter Zugriff, sondern ein poetisch-rationaler Leseakt – ein tastender Versuch, aus Zeichen Welt zu machen.

Möchtest du direkt mit 3.2 Der Mensch als Wesen des Vorbehalts weitermachen?

Sehr gern – hier folgt Kapitel 3.2: Der Mensch als Wesen des Vorbehalts in ausführlicher Form:

3.2 Der Mensch als Wesen des Vorbehalts

Hans Blumenbergs Anthropologie ist geprägt von einem tiefen Misstrauen gegenüber finalen Festschreibungen des Menschlichen. Seine Überlegungen stellen sich bewusst gegen jede Form von Anthropo-Essenzialismus – also gegen die Vorstellung, es gebe ein fest umrissenes „Wesen" des Menschen. Stattdessen rückt er eine Denkfigur ins Zentrum, die man als „Anthropologie des Vorbehalts" bezeichnen kann. Gemeint ist damit: Der Mensch bleibt – epistemisch wie existenziell – prinzipiell in der Schwebe. Er ist ein Wesen, das auf Orientierung angewiesen ist, ohne über Letztgewissheit zu verfügen.

Blumenberg denkt den Menschen nicht vom Ursprung, sondern von seiner Unsicherheit her. Wo klassische Anthropologien nach einem archimedischen Punkt suchen – einem „Wesen des Menschen" –, beginnt Blumenberg mit dessen Unbegrifflichkeit. Diese Unbegrifflichkeit ist kein Mangel, sondern eine produktive Offenheit. Der Mensch ist dasjenige Lebewesen, das auf Bedeutung angewiesen ist, ohne sie von Natur aus vorzufinden. Er muss sich zur Welt verhalten, obwohl diese Welt sich ihm nicht eindeutig erschließt. Der Vorbehalt ist damit eine Strukturbedingung menschlicher Existenz – nicht bloß eine epistemologische Reserve, sondern ein Schutzraum gegen Überforderung.

In diesem Zusammenhang wird auch der Begriff der „Selbstbehauptung" bei Blumenberg zentral. Der Mensch ist nicht einfach ein erkennendes Wesen, sondern ein Wesen, das sich behaupten muss – gegenüber einer unübersichtlichen Welt, gegenüber Bedrohungen, gegenüber der Übermacht des Absoluten. Die Metaphern des Schutzes, der Reserve, der Distanz sind in seinem Werk keine bloßen Stilmittel, sondern Ausdruck eines tiefer liegenden Denkens: Philosophie ist bei Blumenberg eine Form, Vorbehalt zu wahren – gegen totalisierende Systeme, gegen metaphysische Allmachtsfantasien, gegen die Überschätzung menschlicher Zugriffsmöglichkeiten.

Vor diesem Hintergrund ist auch Blumenbergs kritische Auseinandersetzung mit dem Konzept der „Unverfügbarkeit" zu verstehen. Während viele philosophische Traditionslinien die Unverfügbarkeit als Defizit markieren – als das, was überwunden werden müsse –, nimmt Blumenberg diese Unverfügbarkeit zum Ausgangspunkt seiner Anthropologie. Nicht was verfügbar ist, macht den Menschen aus, sondern wie er mit dem Unverfügbaren umgeht: durch Erzählung, durch Metapher, durch technische Entlastung, durch kulturelle Bearbeitung. Der Mensch lebt mit Vorbehalt – und gerade das macht ihn handlungsfähig.

Diese Denkbewegung zeigt sich nicht zuletzt in Blumenbergs Vorliebe für Zwischenformen: für den Mythos, der nicht Lüge ist, aber auch keine Wahrheit; für die Metapher, die nicht Begriff ist, aber trotzdem Orientierung gibt; für die Schrift, die nicht Präsenz ist, aber Sinn stiftet. Der Mensch, so könnte man mit Blumenberg sagen, ist ein Wesen des „Als-ob" – nicht im Sinne von Täuschung, sondern im Sinne einer vorsichtigen, immer revidierbaren Weltbeziehung.

Gerade in der Gegenwart, die von technischer Beschleunigung, epistemischer Überforderung und politisch-ideologischen Zuspitzungen geprägt ist, gewinnt diese Figur des „Vorbehalts" neue Aktualität. In Zeiten der Verschwörungserzählungen, Heilsversprechen und Apokalypsen hat Blumenbergs Anthropologie eine entlastende, ja aufklärende Kraft: Sie erinnert daran, dass das Menschliche dort beginnt, wo die Gewissheit endet – und dass Denken nicht bedeutet, das Letzte zu sagen, sondern dem Vorletzten seinen Raum zu lassen.

3.3 Technik, Provisorium, Horizontverschiebung

Blumenbergs Anthropologie ist zutiefst geprägt von einem technischen Begriff des Menschen – nicht im Sinne einer Reduktion auf Werkzeuge oder Technik als kulturelle Leistung, sondern als Einsicht in die Strukturalität des Provisorischen. Der Mensch ist für Blumenberg das Wesen, das nicht durch unmittelbare Weltadäquatheit überlebt, sondern durch permanente Kompensation. Technik, verstanden als Ausdruck einer fehlenden Passung zwischen Organismus und Welt, ist kein Zusatz, sondern konstitutives Merkmal menschlicher Existenz.

In dieser Perspektive wird Technik nicht als Instrument, sondern als symbolisch und existenziell vermittelnde Instanz lesbar. Der Mensch ist bei Blumenberg das Wesen, das nicht „passt" – und deshalb ständig an seinen Weltzugängen arbeiten muss. Die Provisorien, die er schafft – Mythen, Institutionen, Werkzeuge, Begriffe –, sind keine bloßen Hilfskonstrukte, sondern Ausdruck dieser strukturellen Unangepasstheit, die zur Triebkraft kultureller Evolution wird.

Technik steht dabei exemplarisch für eine Bewegung, die Blumenberg als Horizontverschiebung beschreibt: Der Mensch verschiebt durch seine symbolischen Ordnungen und technischen Arrangements den Horizont des Zumutbaren. Was als existenzielle Überforderung erfahren wird – etwa die Unsicherheit der Natur oder die Unerreichbarkeit transzendenter Sicherheiten –, wird durch symbolische und technische Mittel verarbeitet. Technik ist insofern nicht nur Mittel zur Weltbewältigung, sondern Weltkonstruktion im Horizont von Entlastung.

Diese Perspektive verbindet Blumenberg mit seiner Theorie der Abständigkeit (vgl. auch seine Lesung des Prometheus-Mythos): Der Mensch lebt nicht in der Welt wie ein Tier im Habitat, sondern steht ihr gegenüber, in einem Abstand, der nicht nur epistemisch, sondern auch existentiell ist. Technik ist die Geste, mit der dieser Abstand produktiv gemacht wird –

und damit auch Ausdruck menschlicher Freiheit: Nicht Anpassung, sondern Gestaltung wird zum Signum menschlicher Welterfahrung.

Blumenbergs Denken rehabilitiert damit das Technische gegen seine Abwertung als bloß „praktisch“ oder „funktional“. Die Technik wird zur Spur des Anthropologischen schlechthin – eine Spur, die zeigt, wie sehr der Mensch auf Vorläufigkeit angewiesen ist, um überhaupt leben zu können. In einer Gegenwart, in der technische Mittel zunehmend existenzielle Horizonte strukturieren (von der Klimapolitik bis zur KI), ist Blumenbergs Einsicht in die Anthropotechnik aktueller denn je: Der Mensch lebt im Provisorium – und muss sich darin verantworten.

Nicht zuletzt ist auch das Denken selbst, so Blumenberg, eine Form der Technik: eine symbolische Strategie zur Entlastung, zur Ordnung des Überfordernden, zur Bearbeitung des Unverfügbaren. Das Denken als Technik des Abstands – das ist die Philosophie, die Blumenberg entwirft. Kein Schließen des Weltkreises, sondern Öffnung und Neujustierung. Keine Letztbegründung, sondern der produktive Ernst des Provisorischen. In dieser Haltung wird Anthropologie nicht zur Feststellung eines Wesens, sondern zur Reflexion über jene Möglichkeitsräume, in denen sich der Mensch immer wieder neu entwerfen muss.

4.1 „Beschreibung des Menschen“ als Anti-System

Hans Blumenbergs spätes Werk Beschreibung des Menschen (posthum 2006 veröffentlicht) ist ein Text, der sich jeglicher systematischen Geschlossenheit verweigert und darin doch einen äußerst präzisen anthropologischen Zugriff formuliert. Nicht als fertige Theorie tritt dieses Fragment aus seinem Nachlass auf, sondern als gelehrte Materialsammlung, als philosophischer Zettelkasten, der sich über Jahrzehnte hinweg mit wachsender Intensität verdichtet hat. Gerade diese Struktur – lose, reflexiv, tastend – verweist auf eine tiefere Haltung, die sich durch Blumenbergs gesamtes Spätwerk zieht: die systematische Unsicherheit als produktives Prinzip.

Blumenberg formuliert keine „Anthropologie“ im klassischen Sinn – also kein normatives oder empirisch abgesichertes Menschenbild –, sondern eine Denkbewegung, die sich bewusst im Modus der Vorläufigkeit hält. Die „Beschreibung“ ist kein geschlossenes System, sondern ein Angebot an den Leser, sich in eine Denklandschaft hineinzubegeben, deren Topografie von offenen Übergängen, thematischen Wiederholungen und sich überlagernden Problemstellungen geprägt ist. Das Fragmentarische ist hier nicht Zeichen des Unvollendeten, sondern Ausdruck einer tieferen Einsicht: Dass die Frage nach dem Menschen keiner Totalbeschreibung zugänglich ist, sondern nur in tastender Annäherung erfasst werden kann.

Blumenberg schreibt damit nicht gegen Systeme, sondern unter der Bedingung ihres Abschieds. Der Mensch, wie ihn Blumenberg denkt, ist kein in sich ruhendes Wesen, sondern ein „Mängelwesen“, ein sich kompensierendes Lebewesen, das über technische, symbolische und narrative Verfahren seinen Weltzugang reguliert. Diese Einsicht lässt sich

nicht in einem deduktiv geordneten System formulieren, sondern nur in einer provisorischen, reflexiven Struktur, die selbst ein Spiegel dieses anthropologischen Vorbehalts ist.

In diesem Sinne ist die Beschreibung des Menschen auch eine Theorie der Nicht-Finalität: Die Überforderung durch Welt, durch Sinnoffenheit und Zeitlichkeit schlägt sich in einer Form des Schreibens nieder, die keine geschlossenen Kapitel, keine hierarchische Ordnung und kein Letztbegründungspathos kennt. Was sie bietet, ist ein Archiv des Denkens – gespeist aus Literatur, Philosophie, Mythologie, Alltagsbeobachtung und Kulturgeschichte –, in dem sich Blumenbergs zentrale Denkfiguren entfalten: Selbstbehauptung, Entlastung, Metapher, Vorbehalt, Weltzugang.

Zugleich wird damit ein entscheidender Kontrapunkt zu klassisch-anthropologischen Entwürfen gesetzt, etwa zur Gehlen'schen Institutionenlehre oder zu den universalistischen Prämissen der philosophischen Anthropologie des 20. Jahrhunderts. Blumenberg interessiert nicht, was der Mensch ist, sondern wie sich das Denken über den Menschen angesichts seiner Nicht-Identität selbst zu organisieren versucht. Anthropologie wird zur methodischen Haltung – nicht zur Lehre, sondern zur Suchbewegung, die sich der Komplexität des Humanen nicht durch Reduktion, sondern durch konstellatives Denken nähert.

Die Beschreibung des Menschen ist damit auch ein Denkraum gegen die Verführung der Totalität. In einer Zeit, in der Anthropozentrismus, technischer Zugriff und politische Anthropologien neue Geltung beanspruchen, hält Blumenberg an einer anderen Möglichkeit fest: dem Denken in Fragmenten, als Respekt vor dem Unerledigten, als Widerstand gegen die Versuchung der Letztantwort. Der Mensch bleibt – und das ist vielleicht die zentrale Botschaft – immer eine Figur im Vorläufigen.

4.2 Philosophie als Rettung der Fragen

In Hans Blumenbergs Denken nimmt die Frage einen besonderen ontologischen Rang ein: Sie ist nicht bloß der Vorläufer jeder Antwort, sondern selbst Ort der Nähe zur Wahrheit – ein Moment, das sowohl Ungewissheit als auch produktive Offenheit bewahrt. Die Philosophie manifestiert sich hier nicht als Antwortmaschine, sondern als sensible Praxis der Fragenwahrung.

Die Gewichtung des Fragens gegen narrative Schemata

Blumenbergs Arbeiten belegen: Ein Zurück zur Frage kann befreiend sein – aber eben nur, wenn die Frage nicht autoritär gesetzt und schnell systematisch beendet wird. In seinem Verständnis leistet die Neuzeit diese Form der Rettung: Sie übersetzt metaphysische Gewissheiten nicht unbedingt in neue Dogmen, sondern in Legitimationsstrukturen, die selbst reflexionsbedürftig sind. Dahinter steht ein Interesse an der Frage als dynamischem Element, das Denkprozesse immer neu ausrichtet und hinterfragt.

An mehreren Stellen schreibt er gegen das Muster, wonach Denken irgendwann abgeschlossen sein könne – etwa wenn es versucht, Sinn endgültig zu binden. Stattdessen entsteht ein Denken, das sich als permanente Kurve der Fragwürdigkeit definiert – ein Stil der herauszufinden soll, was nicht gesagt werden will, aber gehört werden muss.

Struktur der Frage – kein rhetorischer Trick.

Bei Blumenberg ist die Frage kein bloß dialogischer Anlass, sondern eine strukturelle Geste des Denkens. Ein guter philosophischer Ansatz ist für ihn nicht der, der Lösungen anbietet – sondern der, der die Lage des Denkens selbst reflektiert: Was können wir wissen? Was ist uns entzogen? Welche Vereinbarungen begrenzen unsere Verständigung – etwa Begriffe, Konventionen, kulturelle Metaphern?

Nicht selten beginnt sein Denken ganz konkret mit existenziellen Fragen – etwa der Frage nach dem Lachen, der Ironie, der Metapher – und führt über sprachliche Phänomene zur Metaphysikkritik. Fragen wie „Was ist das Lachen, das nicht tröstet?“ laden ein zu einem aufmerksamen Blick auf den Zustand des Denkens selbst, anstatt schnell eine philosophische Schublade aufzumachen (etwa bei Humor, Ästhetik, Anthropologie).

Die Frage als Prüfung der Theorie

Für Blumenberg ist die Frage auch Prüfstein jeder Theorie: Wenn ein Denkansatz Fragen nur beantwortet, aber nicht neue erzeugt, verendet er zur Legende. Lebendig erhält sich eine Theorie nämlich dadurch, dass sie anschlussfähig bleibt. Deshalb sind Blumenbergs Stichworte auch keine systematischen Lösungsangebote, sondern Einladung zu Anschluss und Umkehr – offen, fragmentarisch, intertextuell.

Die Philosophie wird so selbst zur Form einer Selbstverständigung über Selbstverständigung: Über die Bedingungen, unter denen wir etwas denken. Deshalb reduziert sich ihr Ziel nicht auf Wahrheitsfindung, sondern auf Wahrheitseignung – also auf Fragen, die uns selbst betreffen und nicht isolieren. Das Werk Legitimität der Neuzeit etwa ist weniger an normative Schlussfolgerungen interessiert als an der Frage: Unter welchen Voraussetzungen kann ein Denken überhaupt sein? Und was heißt es, „nach der Metaphysik“ zu denken?

Sorgenethik statt Glaubensdogma

Letzten Endes schlagen sich diese Fragenhaltungen in einer Haltung nieder, die man als ethisch-pädagogische Sorge am Denken beschreiben könnte: Ein Nachdenken, das aufklärerisch fragt, ohne autoritär fertige Begriffe mitzubringen; das Möglichkeiten öffnet, ohne bestimmte Bewegungen aufzuzwingen. Es ist dies eine Philosophie, deren Verantwortung nicht in der Wahrheitsvermittlung, sondern in der Wahrheitsvorbereitung besteht: in der Ermöglichung von Denkfähigkeit – unter Bedingungen, die nicht selbstverständlich sind.

Fragenrettung heißt bei Blumenberg nicht Verunsicherung als Selbstzweck, sondern Verantwortung für das denken im Tun – für die eigene Antwort, in der man sich kennt, aber nicht festlegt. Diese Haltung eignet sich besonders für eine Zeit, in der Diskurse häufig linear-politisch oder antagonistischer vertreten werden – etwa in Systemen oder

positionierten Dogmen. Dort aber, wo Fragen relativ offen bleiben, ist Raum für Respekt, Reflexion und Neugier – und womöglich humanistische Lehre.

4.3 Vom Unsichtbaren der Schrift – und dem Schweigen der Systeme

Denken im Schatten des Systems

Hans Blumenberg gehört zu jenen Denkern, die sich Zeit ihres Lebens in einer paradoxen Nähe und Distanz zu Systemen bewegt haben. Er war ein intimer Kenner systematischer Philosophie, ihrer geschlossenen Formen, ihrer argumentativen Strategien und ihres Geltungsanspruchs. Und doch – oder gerade deshalb – ist sein eigenes Schreiben vom Misstrauen gegenüber solchen Geschlossenheiten geprägt. Blumenberg hat nie ein System hinterlassen. Aber er hat uns – über seine Bücher, Notate, Metaphern-Analysen und philosophiegeschichtlichen Miniaturen – etwas hinterlassen, das vielleicht dauerhafter wirkt: eine Praxis der systembewussten Nicht-Systematik.

Diese Haltung ist nicht zufällig. Sie folgt aus einer tiefen Einsicht: dass jedes System nur durch das funktioniert, was es sich nicht zu sagen erlaubt. Dass es das Unsagbare, das Nichtbegriffene, das Nichtverfügbare – kurz: das kontingente Außen seiner selbst – braucht, um im Inneren kohärent erscheinen zu können. Es ist dieser blinde Fleck des Systems, den Blumenbergs Philosophie wieder und wieder umkreist.

Schrift als Zeugin des Vorbehalts

Blumenbergs Denken findet in der Schrift seine eigentliche Form. Nicht in der Systemschrift des strengen Beweisgangs, sondern in einer sich selbst beobachtenden, zögernden, tastenden Schriftlichkeit, die sich ihres eigenen Mediums bewusst bleibt. Seine Texte sind durchdrungen von einem spezifischen Stil: einer kontrollierten Abschweifung, einem Wiederlesen mit Abstand, einem Fühlen für rhetorische Temperatur. In seinen späten Fragmenten (Die Sorge geht über den Tag hinaus, Beschreibung des Menschen, Realität und Realismus) wird dieser Stil zur Form des Philosophierens selbst.

Die Schrift wird hier nicht zum Vehikel des Gedachten, sondern zur Bühne des Denkens. Was in seinen Fragmenten, Notizen, Beobachtungen, Skizzen zu lesen ist, ist kein „Nebenwerk“, keine sekundäre Randnotiz zum „eigentlichen“ Werk, sondern das Werk selbst – im Modus der Offenheit, des Vorbehalts, des Zwischenstandes. Philosophieren wird zur Schriftarbeit, nicht als Ausformung einer Theorie, sondern als Übung im Aushalten der Lücke.

Diese Haltung hat Konsequenzen: für das Verständnis von Wissen, für den Umgang mit philosophischer Autorität, und für die Frage, was Denken überhaupt leisten kann. Der Modus der Notiz, der losen Form, des Unsystematischen wird hier nicht als Mangel behandelt, sondern als Ausdruck eines epistemischen Ethos. Blumenberg weigert sich, die Offenheit des Denkens durch die Geste des Letztbegründens zu schließen. Stattdessen kultiviert er ein Denken der diskreten Präsenz, des indirekten Sagens, der Spur und des Abstands.

Schweigen als Denkbewegung

In einer paradoxen Wendung erkennt Blumenberg gerade im Schweigen der Systeme – also in ihren Auslassungen, Verdrängungen, Unausgesprochenheiten – den produktiven Ort des Fragens. Systeme, so seine Diagnose, können nicht alles sagen, ohne sich selbst zu zerstören. Ihre Stabilität beruht auf selektiven Ausschlüssen. Blumenberg aber will diese Ausschlüsse lesbar machen – nicht um sie zu skandalisieren, sondern um sie sichtbar als Bedingung zu machen.

Der Schlüssel dazu ist seine Theorie metaphorischer Selbstvergewisserung: In Metaphern – wie etwa dem „Licht der Erkenntnis“, der „Lesbarkeit der Welt“ oder der „Horizontverschiebung“ – zeigt sich, was Systeme nicht begrifflich leisten können. Die Metapher ist kein Mangel am Begriff, sondern das Medium des Denkens, wo der Begriff versagt. Sie bringt das Schweigen des Systems zum Klingen – nicht laut, nicht polemisch, aber insistierend.

Diese Aufmerksamkeit für das Sprachliche, für das Rhetorische, für die Nicht-Exaktheit des Denkens ist nicht bloß Stilfrage, sondern tiefes epistemologisches Anliegen. In der Sprache zeigt sich, dass Denken nie ganz mit sich selbst identisch sein kann. Dass es – wie Blumenberg einmal sagt – immer ein Nachher-Philosophieren ist, das mit den Rückständen früherer Denkbewegungen arbeitet. In dieser Nachträglichkeit liegt seine Kraft.

Kein Anti-System, sondern eine Ethik der Distanz

Blumenbergs Philosophie ist also kein Anti-System im Sinne einer völligen Absage an begriffliche Kohärenz oder architektonische Gestalt. Aber sie ist eine Philosophie, die das System auf Distanz hält, es historisiert, es ironisiert – nicht, um es zu entwerten, sondern um seinen Geltungsbereich zu markieren. Diese Ethik der Distanz schlägt sich auch in der Wahl der Gattungen nieder: Essays, Vorlesungen, Lektüren, Zettelkästen – Formen, die den Übergangscharakter des Denkens offenlegen.

Gerade in einer Zeit, in der neue Totalisierungstendenzen (sei es im Techno-Optimismus, im politischen Dogmatismus oder in der algorithmischen Ontologie) nach geschlossenen Ordnungen verlangen, ist Blumenbergs Diskretion des Denkens hochaktuell. Er hinterlässt uns keine Lehre, sondern eine Übung: im Umweg, im Vorbehalt, im Sprechen am Rand des Sagbaren.

Schreiben als Form des Widerstands

Das Unsichtbare der Schrift – ihre Ränder, ihre Stillstellen, ihre Selbstkorrekturen – wird bei Blumenberg zu einem Modus des philosophischen Widerstands. Gegen die Versuchung, Philosophie zur Letztinstanz zu machen. Gegen die Anmaßung, das Denken sei mit sich fertig. Gegen die Idee, man könne das Sagbare vom Unsagbaren endgültig scheiden.

Seine Philosophie zeigt: Auch das System, das schweigt, spricht – aber in einer anderen Tonlage. In der Form der Metapher, des Fragments, der Wiederholung, der Anekdote, der rhetorischen Geste. Diese Tonlagen zu hören, sie lesbar zu machen, das war Blumenbergs eigentliche Arbeit. Eine Arbeit, die nicht abgeschlossen ist – und wohl auch nie abgeschlossen sein darf.

5.1 Postmetaphysik und ihre Mythen

Hans Blumenberg hat die Diagnose einer „postmetaphysischen“ Moderne nie programmatisch formuliert – und dennoch gehört er zu jenen Denkern, die ihr Terrain vermessen haben wie kaum ein anderer. Seine Arbeiten zur Legitimität der Neuzeit, zum Mythos, zur Theorie der Unbegrifflichkeit oder zur Selbstbehauptung des Denkens kartieren eine geistige Landschaft, in der Letztbegründungen brüchig, transzendente Autoritäten diskreditiert und metaphysische Systeme zu historischen Artefakten geworden sind. Doch der Rückzug der Metaphysik ist für Blumenberg kein Verlust, sondern die Freisetzung einer anderen, kreativen Möglichkeit des Denkens – und der Erzählung.

Jenseits der Metaphysik beginnt nicht das Schweigen, sondern das Erzählen

Was die klassische Metaphysik in universalen Prinzipien, in kosmologischen oder ontologischen Kategorien kodierte, lebt im postmetaphysischen Denken als Strukturbedürfnis fort – nur auf anderer Ebene: in Metaphern, in Narrativen, in provisorischen Mythen. Diesen Fortbestand nicht als Rückfall, sondern als funktionale Transformation zu verstehen, ist eines der zentralen Verdienst von Blumenbergs Werk. Die Moderne hat die letzten Gründe verabschiedet – aber nicht die symbolischen Strukturen, die Ordnung, Bedeutung, Horizont herstellen. In diesem Sinne ist Postmetaphysik nicht der Nullpunkt des Sinns, sondern dessen Refigurierung im Modus der Erzählung.

Mythen als kognitive Entlastungsleistungen

Blumenbergs Mythostheorie geht dabei von einem anthropologischen Grundtatbestand aus: dass der Mensch – als Wesen, das sich in einer überkomplexen Welt situieren muss – auf Formen symbolischer Verdichtung angewiesen ist. Mythen sind in diesem Sinne keine Irrtümer, sondern Antworten auf Kontingenz. Sie sind – um Blumenbergs Formulierung aufzugreifen – „Arbeit an der Entlastung“, Strategien der Vereinfachung angesichts überfordernder Offenheit. In der Moderne übernehmen neue Erzählmuster diese entlastende Funktion: Fortschrittsnarrative, kybernetische Modelle des Selbst, Mythen der Digitalisierung, Versprechen der Nachhaltigkeit, Konzeptionen kollektiver Verantwortung (z. B. Klimanarrative) oder Identitätsdiskurse.

Blumenberg analysiert diese Formen nicht polemisch, sondern funktionalistisch: Sie strukturieren Erwartungshaltungen, sie erzeugen gesellschaftliche Anschlussfähigkeit, sie bieten Orientierung – gerade dort, wo das metaphysische Weltbild brüchig geworden ist. Doch gerade weil diese Mythen nicht mehr metaphysisch legitimiert sind, sondern in historischem Bewusstsein und diskursiver Offenheit operieren, sind sie besonders prekär – und besonders wirksam.

Die neue Unsichtbarkeit des Mythos

Im Unterschied zur Antike oder zu religiös fundierten Weltbildern sind postmetaphysische Mythen oft unsichtbar – sie verstecken sich hinter Begriffen wie „Rationalität“, „Entwicklung“, „Individualität“, „Selbstentfaltung“. Sie erscheinen als selbstverständlich oder „alternativlos“, nicht als Konstrukte. Blumenberg war sich dieser Gefahr bewusst. Deshalb forderte er, was man eine metaphorologische Selbstaufklärung nennen könnte: Die Aufgabe des Denkens besteht darin, seine eigenen symbolischen Ressourcen ernst zu nehmen – nicht um sie zu zerstören, sondern um sie reflektierbar, verantwortbar, modifizierbar zu halten.

Postmetaphysik ist nicht mythenfrei – aber sie ist (im Idealfall) mythenkompetent. Die Moderne kann, so Blumenbergs Hoffnung, lernen, mit ihren Erzählungen zu arbeiten, anstatt sich von ihnen unbewusst regieren zu lassen.

Blumenbergs Beitrag: Aufklärung ohne Entzauberung

Blumenbergs Denken steht damit in einer eigentümlichen Spannung zu klassischen Aufklärungsmodellen. Er will keine Demaskierung aller Sinnformen im Namen einer abstrakten Vernunft, sondern plädiert für eine intellektuelle Besonnenheit gegenüber den symbolischen Ressourcen, die das Denken selbst benötigt. Der Mythos ist für ihn keine bloße Regression, sondern auch Möglichkeit: Er kann Räume der Reflexion, der Imagination, der Welterzeugung öffnen – wenn man ihn als das versteht, was er ist: eine anthropologische Konstante in wechselnden Formen.

Postmetaphysik bedeutet deshalb nicht, auf Sinn zu verzichten, sondern ihn anders zu erzeugen: nicht durch absolute Prinzipien, sondern durch narrative Figuren, durch Metaphern, durch Denkformen mit historischer Sensibilität. Genau hier liegt Blumenbergs bleibende Aktualität.

Zwischen Theorie und Gegenwart

In einer Zeit, in der politische Diskurse sich erneut metaphysisch aufladen – etwa in Form digitaler Heilsversprechen, identitärer Weltbilder oder apokalyptischer Zukunftsnarrative – wird Blumenbergs Position zum kritischen Prüfstein: Können wir lernen, Mythen als Produkte unserer eigenen symbolischen Arbeit zu erkennen? Können wir ihre Macht ernst nehmen, ohne ihr zu verfallen? Und: Ist es möglich, mit Blumenberg eine Philosophie zu denken, die nicht nur systemlos, sondern auch mythenfähig im kritischen Sinne ist?

5.2 Spekulativer Humanismus im langen Schatten der „Lesbarkeit“

Blumenbergs anthropologischer Denkstil und seine posthumanistische Herausforderung

Im Kontext eines gegenwärtig wieder aufflammenden Interesses an posthumanistischen Theorien – von technologischem Transhumanismus bis zu neomaterialistischen Denkrichtungen – erscheint Hans Blumenbergs spekulativer Humanismus auf den ersten Blick als rückwärtsgewandtes Projekt. Doch ein genauerer Blick zeigt: Sein Denken bewegt sich nicht innerhalb eines affirmativen Menschenbilds, sondern in der kritischen Durchdringung anthropologischer Denknotwendigkeiten unter Bedingungen eines entgleitenden Weltverhältnisses.

Die Lesbarkeit der Welt als anthropologische Grenzfigur

Blumenbergs Begriff der „Lesbarkeit“ beschreibt nicht bloß einen hermeneutischen Modus, sondern eine anthropologische Struktur. Die Welt ist nicht einfach da, sondern wird – im Akt der metaphorischen Weltdeutung – lesbar gemacht. Dieser Prozess ist weder vollständig beherrschbar noch beliebig: Er ist prekär, offen, kontingent – und genau darin liegt seine produktive Spannung. Blumenbergs Mensch ist das Wesen, das sich selbst über Deutungsprozesse entwirft, ohne je zur Letztinstanz über sich selbst zu werden.

Dieser Zugriff ist im besten Sinne spekulativ: Er verzichtet auf metaphysische Sicherheiten und baut stattdessen ein reflexives Modell des Humanen, das die Konstitution von Weltzugang in historischer, sprachlicher und symbolischer Perspektive nachvollzieht – ein Humanismus also, der nicht durch ein normatives Menschenbild, sondern durch ein epistemisches Problembewusstsein gestützt wird.

Gegen den „letzten Menschen“: Ein Humanismus des Vorbehalts

Blumenbergs Humanismus lässt sich nicht auf klassische humanistische Traditionen reduzieren, etwa den moralischen Universalismus der Aufklärung. Vielmehr operiert er in der Konfrontation mit dem, was der Mensch nicht wissen, nicht sagen, nicht sicher begründen kann. Der Mensch ist für Blumenberg ein „Wesen des Vorbehalts“ – nicht nur in Bezug auf seine Erkenntnisse, sondern auf sein gesamtes Weltverhältnis. In dieser Spannung liegt eine stille Verwandtschaft mit poststrukturalistischen Denkbewegungen, die den Menschen nicht mehr als Zentrum der Welt, sondern als Effekt symbolischer Ordnungen verstehen.

Doch während viele posthumanistische Positionen den Menschen aus dem Zentrum verdrängen, ohne eine neue orientierende Figur zu entwerfen, insistiert Blumenbergs spekulativer Humanismus auf der Notwendigkeit einer – wenn auch stets vorläufigen – Selbstvergewisserung. Er ist kein nostalgischer Rückgriff auf das Subjekt, sondern ein Versuch, das Problem des Menschlichen im Horizont seiner Fragwürdigkeit produktiv zu halten. In diesem Sinne ist sein Humanismus weder anthropozentrisch noch anti-anthropologisch, sondern vielmehr ein Denken in der anthropologischen Differenz – dort, wo der Mensch sich zu seiner eigenen Begrenztheit ins Verhältnis setzt.

Posthumanistische Kontraste: Differenz statt Substitution

Im Lichte aktueller posthumanistischer Theorien – etwa bei Rosi Braidotti, Donna Haraway oder Bruno Latour – erscheint Blumenbergs Ansatz zunächst seltsam anachronistisch: Während Letztere die Dekonstruktion der „menschlichen Ausnahme“ zugunsten eines sympoietischen Netzwerks zwischen Menschen, Nicht-Menschen und Dingen betreiben, hält

Blumenberg am Problem des sinnbedürftigen Wesens fest, das sich durch Sprache, Erzählung und Technik einen Ort im Offenen schafft.

Doch dieser Kontrast verfehlt die Tiefe von Blumenbergs Ansatz, wenn er nur als Verteidigung einer anthropozentrischen Position gelesen wird. Vielmehr bietet sein Denken einen subtilen Beitrag zur Debatte: nicht durch Ablehnung der posthumanistischen Infragestellung des Menschen, sondern durch die Erinnerung daran, dass auch der Abschied vom Menschen – sofern er denkend vollzogen wird – eine Form der Selbstvergewisserung bleibt. Auch der Posthumanismus steht vor der Herausforderung, Orientierung zu bieten – und dies in symbolischen, metaphorischen, kulturell wirksamen Formen. Genau hier setzt Blumenbergs Theorie der Metapher, der Lesbarkeit und der Unbegrifflichkeit an: als Reflexionsinstrument für Denkbewegungen, die keine Letztbegründung mehr beanspruchen können, aber dennoch nach Bedeutung verlangen.

Zwischen Spekulation und Skepsis: Blumenbergs Stil als philosophischer Humanismus

Was Blumenberg von gegenwärtigen Tendenzen im posthumanistischen Diskurs unterscheidet, ist nicht seine Weigerung, die menschliche Zentralstellung zu hinterfragen – sondern seine Skepsis gegenüber jeglichem epistemischen Triumph. Ob „neue Materialismen“, techno-optimistische Singularitätsmodelle oder kybernetische Subjektivitäten: All diese Ansätze riskieren, neue Gewissheiten zu erzeugen, wo Blumenberg auf das Unverfügbare, das Uneinholbare, das Unbegriffliche setzt. Sein spekulativer Humanismus steht unter dem Vorzeichen einer Ethik der Denkbewegung – nicht der Identität.

Gerade hierin liegt seine eigentliche Aktualität: In einer Zeit, in der Mensch und Welt gleichermaßen unter programmatischen Zukunftsentwürfen, algorithmischer Totalisierung oder ökologischer Apokalypse zu verschwinden drohen, plädiert Blumenberg für eine Form des Denkens, die dem Menschen keine zentrale Stellung garantiert, wohl aber eine unverzichtbare Rolle im Drama der Sinnproduktion zuspricht. Nicht als Herrscher über die Welt – aber als deren lesender Zeuge.

5.3 Was bleibt von der „Theorie der Unbegrifflichkeit“?

Wenn man sich dem Werk Hans Blumenbergs im Spätstil nähert, so stößt man unausweichlich auf eine Denkbewegung, die sich bewusst dem Systematischen entzieht. In diesem Spätstil artikuliert sich zunehmend eine Skepsis gegenüber der Vollzugslogik des Begriffs, die Blumenberg unter dem Schlagwort der „Unbegrifflichkeit“ nicht nur thematisiert, sondern produktiv zu machen versucht. Die „Theorie der Unbegrifflichkeit“ steht für einen Übergang im Denken: von der klassischen Orientierung an Begriffsklarheit hin zu einer Reflexion auf jene Sphären des Sinns, die sich eben gerade nicht in begrifflicher Form einholen lassen – ohne deshalb irrational oder beliebig zu werden.

1. Unbegrifflichkeit als Grenzbegriff des Denkens

Blumenbergs Rede von der „Unbegrifflichkeit“ bezeichnet nicht einfach einen blinden Fleck des Denkens, sondern eine strukturierende Kategorie, die der Philosophie ihre eigenen Ränder bewusst macht. Was der Begriff nicht erfassen kann – etwa das Kontingente, das Ursprungslose, das Noch-Nicht-Formulierte – ist nicht einfach ein Mangel, sondern eine Voraussetzung für das Denken selbst. In dieser Perspektive wird Unbegrifflichkeit zu einem philosophischen Grenzbegriff, der nicht bloß auf ein epistemisches Defizit verweist, sondern auf die Bedingung der Möglichkeit von Welt- und Selbstverhältnissen. Das Denken erfährt sich an seiner Grenze – und erkennt darin seine Verantwortung.

2. Metapher als Denkform des Unbegrifflichen

Blumenbergs zentrale These ist, dass metaphorisches Denken dort eintritt, wo der Begriff zu kurz greift – nicht als Übergangsform, sondern als bleibende Begleiterin rationaler Weltorientierung. Die Metapher ist in diesem Sinne nicht die Antithese zur Klarheit, sondern die ästhetische Artikulationsform einer Welt, die nicht vollständig konzeptualisiert werden kann. Das Unbegriffliche zeigt sich in der Metapher, die das Denken zu sich selbst auf Distanz bringt. Hierin liegt eine reflexive Dimension, die nicht nur erkenntnistheoretisch, sondern auch ethisch relevant ist: Die Metapher erlaubt es, Unabschließbarkeit zu denken, ohne zu relativieren.

3. Zeitdiagnostische Relevanz: Unbegrifflichkeit in der Gegenwart

Blumenbergs Theorie der Unbegrifflichkeit gewinnt im Kontext aktueller Diskurse an Schärfe – insbesondere angesichts der posthumanistischen Debatten, der algorithmischen Rationalisierungen, der digitalen Wissensräume. In einer Welt, in der Rechenmodelle, neuronale Netze und Datenströme zunehmend epistemische Autorität beanspruchen, erinnert die Unbegrifflichkeit an das, was sich nicht codieren, nicht berechnen, nicht totalisieren lässt. Sie steht gegen die technologisch induzierte Simulation von Weltvollzug, gegen eine Ontologie der vollen Verfügbarkeit.

Zugleich bietet die Unbegrifflichkeit Anschluss an gegenwärtige Debatten etwa in der politischen Philosophie, wo Formen der Ambivalenz, Vieldeutigkeit und semantischen Überforderung wieder stärker in den Blick rücken. Wer heute von postmetaphysischem Denken spricht, muss sich fragen lassen, ob nicht gerade im Unbegrifflichen eine Chance liegt, den Verlust von Letztbegründung produktiv zu wenden – nicht in Beliebigkeit, sondern in Offenheit.

4. Eine Philosophie des Vorbehalts

Blumenberg entwickelt mit der Theorie der Unbegrifflichkeit nicht zuletzt eine Philosophie, die sich ihrer selbst nicht zu sicher ist. Sie ist im wörtlichen Sinn eine Philosophie des Vorbehalts – des bewussten Vorläufigen, des fragmentarischen Denkens, das sich jeder totalen Geste verweigert. Diese Haltung ist nicht Ausdruck von Schwäche, sondern eine Form der intellektuellen Redlichkeit. Die Unbegrifflichkeit wird damit zur Voraussetzung einer Ethik der Reflexion: Wer die Welt nicht völlig begreift, kann mit ihr verantwortungsvoller umgehen.

Diese Ethik des Denkens betrifft auch die Philosophie selbst: Nicht jedes Problem lässt sich lösen, nicht jede Frage vollständig beantworten, nicht jeder Begriff bis zur letzten Instanz auflösen. In dieser Anerkennung des Nicht-Aufgehenden bewahrt die Theorie der Unbegrifflichkeit eine philosophische Würde, die gerade in ihrer Zurückhaltung produktiv bleibt.

5. Was bleibt – eine Denkhaltung

Was also bleibt, dreißig Jahre nach Blumenbergs Tod, von seiner Theorie der Unbegrifflichkeit? Kein Lehrsatz, kein Modell, kein Begriff im engeren Sinne. Was bleibt, ist eine Haltung – eine Sensibilität für die Ränder des Sagbaren, eine geduldige Bewegung an der Grenze des Konzepts. Unbegrifflichkeit bedeutet in diesem Sinne nicht das Ende des Denkens, sondern seinen Beginn unter anderen Bedingungen: tastend, bildlich, offen – und immer auf der Hut vor der Versuchung des Letztbegriffs.

In einer intellektuellen Kultur, die oft zwischen dogmatischem Bekenntnis und ironischer Beliebigkeit oszilliert, bietet Blumenbergs Begriff des Unbegrifflichen eine dritte Option: eine Philosophie, die nicht weniger tief denkt, weil sie weniger fest behauptet. Vielleicht ist das – in der Tat – die nachhaltigste Form von Radikalität.

Blumenbergs „Theorie der Unbegrifflichkeit“ markiert keine Schwäche im Denken, sondern einen Reflexionspunkt, an dem Philosophie sich ihrer selbst vergewissert, ohne sich zu verabsolutieren. Sie steht am Ende – und zugleich am Anfang – einer intellektuellen Bewegung, die sich nicht mit dem zufrieden gibt, was sagbar, messbar, oder systematisch erfassbar ist. Vielmehr bewahrt sie einen Raum für das, was noch nicht – oder nie ganz – begriffen werden kann. In dieser Geste liegt nicht Rückzug, sondern eine andere Form von Präsenz: eine intellektuelle Haltung, die Blumenbergs Werk auch über seinen Tod hinaus gegenwärtig hält.

Dreißig Jahre nach seinem Tod ist Hans Blumenberg kein Autor mit einem kanonisierten Werk – er bleibt ein Gesprächspartner, ein Denkherausforderer, jemand, den man nicht abschließend „einordnen“ kann, ohne sich damit selbst der Komplexität seines Denkens zu entziehen. Seine Schriften provozieren – nicht durch Thesenstärke, sondern durch Denkbewegungen, die offenbleiben, aber nie beliebig sind.

So ist es vielleicht das Charakteristische an Blumenbergs Philosophie, dass sie keine festen „Antworten“ hinterlässt – sondern Denkfiguren, Vorbehalte, Metaphern, Ausweichgesten, die sich dem Zugriff entziehen und gerade dadurch weiterwirken. Im Modus der Unabschließbarkeit entfaltet sich eine lange Halbwertszeit.

Im folgenden abschließenden Kapitel soll es daher nicht darum gehen, Blumenberg zu „bilanzieren“, sondern darum, sein Denken als eine Form von intellektueller

Gastfreundschaft zu würdigen – als Einladung zum Weiterdenken in einer Gegenwart, die selbst nicht frei ist von Ursprungssehnsucht, Systemzwang und Mythosbedarf.

Fazit: Blumenberg als posthumer Gesprächspartner

Denkfiguren im Widerstand gegen Überbietung

Hans Blumenberg hat nie nach dem letzten Wort gestrebt. Vielmehr besteht eine der zentralen Leistungen seines Denkens darin, den Raum zwischen erster Behauptung und letztem Urteil offen zu halten. Seine Philosophie ist kein Bauwerk mit Fundament und Dach, sondern ein intermediäres Gelände – ein Denken in Spannungen, Relationen, Unterscheidungen. In einer Zeit, in der Philosophie vielfach entweder in Theoriepolitik oder Begriffsarchitektur zu zerfallen droht, ist Blumenbergs Werk eine Einladung zur Geduld – zur Arbeit an den Voraussetzungen des Denkens selbst.

Besonders eindrucksvoll ist, wie Blumenberg Denkfiguren einführt, die keine bloßen Etiketten sind, sondern kritische Werkzeuge: Selbstbehauptung als Antwort auf radikale Kontingenz; Metapher als epistemische Notwendigkeit, nicht als rhetorisches Ornament; Unbegrifflichkeit als systemischer Schatten des Verstehens – dies alles sind keine fertigen Theoreme, sondern offene Bewegungsformen. Gerade in dieser Form struktureller Vorläufigkeit liegt eine Widerständigkeit gegenüber jeder Form von Überbietung: Blumenbergs Philosophie entzieht sich der totalisierenden Geste, mit der in vielen Diskursen nach wie vor Wahrheit als Beherrschbarkeit gilt.

Diese Zurückhaltung ist keine Schwäche, sondern Methode. Wer das will, kann sie als Stilfrage lesen – wer genauer hinsieht, erkennt darin eine Ethik des Denkens: nicht zu viel zu behaupten, wo die Bedingungen des Wissens unklar bleiben; das Pathos der Letztbegründung zu unterlaufen, ohne sich in ironischer Distanz zu verlieren. Blumenberg bleibt dabei nicht skeptisch im Sinne eines philosophischen Verzichts, sondern kritisch im besten Sinne – als ein Denken, das auf Distanz beharrt, ohne den Anspruch auf Bedeutung preiszugeben.

Keine Autorität, aber ein Horizont

Was bedeutet das für die Gegenwart? Man wird Blumenberg nicht als klassischen „Zeitdiagnostiker“ missverstehen dürfen. Es ist nicht seine Rolle, unsere politischen oder technologischen Konflikte mit übertragbaren Begriffen zu versorgen. Aber gerade durch diesen Abstand gewinnt sein Denken an Relevanz: Er bietet keine Lösungen, sondern Tiefenschärfe.

Wer sich mit dem Verhältnis von Technik und Weltzugang, von Anthropologie und Kybernetik, von Wissenschaft und Narration beschäftigt, kann in Blumenbergs Werk eine archäologische Perspektive auf das Denken selbst entdecken. Seine Arbeiten zur Lesbarkeit der Welt, zur metaphorischen Produktivität oder zur mythischen Flankierung des Rationalen

bieten Werkzeuge, um die epistemischen Formationen unserer Gegenwart überhaupt erst als historisch und prekär zu begreifen.

Blumenbergs Denken stiftet keinen Kanon, aber es eröffnet einen Horizont: ein Denken ohne autoritären Impuls, aber mit formaler Strenge, das uns ermöglicht, philosophische Selbstverständlichkeiten auf ihre kulturellen Bedingungen und historischen Genesen zurückzuführen – nicht als Dekonstruktion im Sinne bloßer Demontage, sondern als Bewegung der Ermöglichung.

Gerade weil Blumenberg keine Schule gegründet hat – weil sein Werk quer zu den etablierten Diskursachsen der Gegenwartsphilosophie liegt – bleibt er anschlussfähig, ohne verfügbar zu sein. Man kann sich auf ihn beziehen, aber nicht auf ihn stützen. Er bleibt lesbar, aber nicht integrierbar. Und genau das macht seine Nachwirkung so eigensinnig – und so notwendig.

Die Ironie des Letzten Wortes

Blumenbergs späte Texte sind geprägt von einem Stil, der ebenso lakonisch wie genau ist. Sie vermeiden es, das zu tun, was so viele systematische Philosophien versucht haben: sich selbst zu rechtfertigen. Stattdessen spricht aus ihnen eine ironische Souveränität – eine Haltung, die Wissen nicht als Besitz, sondern als Bewegung begreift.

Diese Ironie ist jedoch nie bloß formal: Sie entspringt einer epistemologischen Einsicht, dass die Wirklichkeit nie restlos begrifflich erschlossen werden kann – und dass gerade der Versuch, dies zu tun, zu neuen Mythen führt. Blumenbergs Ironie ist eine Haltung der Distanz, nicht des Rückzugs; sie verweigert das Letzte Wort nicht aus Beliebigkeit, sondern aus Prinzip. Sie ist nicht Skepsis, sondern eine Art philosophische Contenance – der Ausdruck eines Denkens, das um seine eigenen Grenzen weiß, ohne an seiner Relevanz zu zweifeln.

So erscheint Hans Blumenberg dreißig Jahre nach seinem Tod nicht als Autor eines abgeschlossenen Werks, sondern als posthumer Gesprächspartner: widerständig, geduldig, mitprägend. Wer mit ihm weiterdenkt, denkt nicht fertig – sondern fort. Und vielleicht ist das die präziseste Form von Aktualität, die eine Philosophie beanspruchen kann.

Anhang

Auswahlbibliographie: Hans Blumenberg

Monografien (Auswahl)

- Die Legitimität der Neuzeit, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1966 (Neuausgabe 1988).
- Arbeit am Mythos, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.
- Höhlenausgänge, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989.
- Lebenszeit und Weltzeit, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986.
- Beschreibung des Menschen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006 (posthum).
- Theorie der Unbegrifflichkeit, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007 (posthum).
- Realität und Realismus, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2020 (posthum, hg. von Anselm Haverkamp).
- Die Lesbarkeit der Welt, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981.
- Der Prozess der theoretischen Neugierde, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973.
- Matthäuspassion, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2023 (Nachlass-Edition, hg. von Rüdiger Zill).

Ausgewählte Aufsätze

- Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik, in: Gumbrecht/Pfeiffer (Hg.): Rhetorik und Anthropologie, München: Fink 1991.
- Begriffsgeschichte und Wirkungsgeschichte, in: Archiv für Begriffsgeschichte 6 (1960), S. 63–81.
- Zur ontologischen Differenz, in: Studium Generale 7 (1954), S. 542–568.
- Die kopernikanische Wende, in: Studium Generale 10 (1957), S. 685–712.

Sekundärliteratur (Auswahl)

- Anselm Haverkamp (Hg.): Metapher. Die Ästhetik in Hans Blumenbergs Philosophie, München: Fink 2007.
- Rüdiger Zill: Der absolute Leser. Hans Blumenberg – Eine intellektuelle Biographie, Frankfurt a. M.: S. Fischer 2020.
- Angus Nicholls: Myth and the Human Sciences. Hans Blumenberg's Theory of Myth, New York: Routledge 2015.
- Robert Savage: Philosophy and the Abyss. Blumenberg, Melville, and the Limits of Interpretation, Stanford University Press 2012.
- Eva Geulen: Das Leben nach der Geschichte. Hans Blumenberg und die Welt der Moderne, Berlin: Matthes & Seitz 2023.
- Jürgen Goldstein: Blumenbergs Welt, Hamburg: Rowohlt 2024.

Interviews & Gespräche (Zeugnisse)

- Hans Blumenberg im Gespräch mit Manfred Frank (1978), in: Frank, Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995.
- „Wir haben keine Mythen, aber wir leben von ihnen" – Gespräch mit Hans Blumenberg, in: Die Zeit, Nr. 45, 3. November 1989.

Anhang

Ott liest Blumenberg: Lektüreprotokolle 1994–2024

1994 – Erstbegegnung:

Blumenbergs „Die Legitimität der Neuzeit" gelesen während eines Seminars zur Geschichte der Philosophie. Überraschung über die argumentative Eleganz – aber auch Skepsis: Warum dieses emphatische Pathos einer „Selbstbehauptung"? Ist das nicht ein (nur

scheinbar säkularisierter) Freiheitsbegriff, der Kant viel zu nahe bleibt? An den Rand notiert: „Was legitimiert eigentlich Legitimität?“

1999 – Arbeit am Mythos:

Lesen von „Arbeit am Mythos“ – diesmal unter dem Eindruck dekonstruktiver Lektüren. Blumenbergs Versuch, den Mythos nicht als Irrtum, sondern als anthropologische Ressource zu retten, erscheint als überraschend produktiver Umweg. Erste Idee, dass Blumenberg möglicherweise näher bei Derrida steht, als der Stil vermuten lässt. Besonders stark: die Idee der „Mythosbearbeitung“ als Bewältigungsform.

Notiz: „Nicht der Mythos ist irrational – sondern der Anspruch auf totale Rationalität ist mythisch.“

2005 – Lesbarkeit der Welt:

Blumenberg inmitten von Medien- und Kulturtheorien. „Die Lesbarkeit der Welt“ wird zu einem theoretischen Referenzpunkt – nicht im Sinne einer Affirmation, sondern als Herausforderung. Der Begriff der „Lesbarkeit“ scheint medial neutral, aber er verrät ein tiefes Vertrauen in die Weltzugänglichkeit. Kontrast zu Luhmanns Systemtheorie und Latours Netzwerken. Blumenberg denkt noch „Welt“ – als Horizont, nicht als Funktion.

2010 – Beschreibung des Menschen:

Erste intensive Lektüre der posthum veröffentlichten „Beschreibung des Menschen“. Fragmentarisch, tastend, fast existentialistisch in Ton und Struktur. Blumenberg erscheint hier als philosophischer Anthropologe ohne Dogma. Die Figur des „Wesens mit Vorbehalt“ beginnt zu leuchten: eine Alternative zum transzendentalen Subjekt, ohne es einfach aufzugeben.

Randnotiz: „Ein denkendes Wesen, das sich selbst nie ganz über den Weg traut – das ist keine Schwäche, das ist das Beste, was wir haben.“

2015 – Theorie der Unbegrifflichkeit:

Begegnung mit dem Begriff, der seither bleibt: Unbegrifflichkeit. Nicht als Mangel, sondern als Raum produktiven Denkens. Blumenberg liest sich hier fast wie ein Vorläufer poststrukturalistischer Figurationen – aber bei vollem Bewusstsein für die Last der Begriffe. Versuch, diesen Begriff in einem eigenen Vortrag zur Metapher in der Philosophie fruchtbar zu machen.

Zentral: Die Unbegrifflichkeit als „Schutzzone“ für Fragen, die sich Systemen entziehen – und genau deshalb philosophisch sind.

2020 – Blumenberg als Stilphilosoph:

Anlässlich von Rüdiger Zills Biographie Rückkehr zur „Matthäuspassion“. Der späte Blumenberg schreibt nicht mehr „System“, sondern denkt wie ein Archivar der Randzonen. Es ist kein Rückzug, sondern eine strategische Umschichtung. Der Stil ist das Philosophische: Skepsis, Ironie, Umweg, Zögern. Blumenberg wird zum Autor einer Philosophie des Nicht-Entschiedenen.

Randnotiz: „Er schreibt, als würde ihm ein Widerspruch mehr Beweis sein als ein Beweis.“

2024 – Dreißig Jahre später:

Die Welt hat sich mehrfach verändert, die Philosophie auch – doch Blumenberg bleibt: unzeitgemäß im besten Sinne. Der Begriff der Selbstbehauptung liest sich heute politischer, die Mythosbearbeitung offener, die Unbegrifflichkeit dringlicher. Was bleibt, ist der Ernst der Fragestellung – und ein behutsamer Eigensinn im Umgang mit großen Theorien.

Letzte Notiz: „Nicht, weil Blumenberg Antworten gibt, ist er wichtig – sondern weil er verhindert, dass wir vorschnelle Fragen stellen.“

Begriffsglossar: Blumenberg lesen

Metapher

Für Blumenberg ist die Metapher kein bloßes rhetorisches Stilmittel, sondern eine erkenntnistheoretisch unverzichtbare Denkform. In „Paradigmen zu einer Metaphorologie“ und „Theorie der Unbegrifflichkeit“ hebt er hervor, dass sogenannte Grundmetaphern wie „Licht der Wahrheit“, „Abgrund des Wissens“ oder „Welt als Buch“ die Denkbarkeit der Welt mitkonstituieren. Sie liefern Vor-Bedingungen des Begreifens, indem sie nicht einfach ersetzt, sondern produktiv umgangen werden müssen.

> Kurzformel: Metapher als epistemologischer Umweg, nicht als Ornament.

Selbstbehauptung

Zentraler Begriff in „Die Legitimität der Neuzeit“. Mit der These von der Neuzeit als „Selbstbehauptung des Menschen unter Bedingungen des säkularisierten Sinnentzugs“ beschreibt Blumenberg die Philosophie der Moderne als Antwort auf den Rückzug letzter Begründungen. Die Neuzeit ist nicht Defizit, sondern Versuch, unter neuen Bedingungen denkfähig zu bleiben – ein reflexives Ringen mit Endlichkeit, nicht Selbstermächtigung im heroischen Sinne.

> Kurzformel: Denken unter erschwerten Bedingungen – als Widerstand gegen Sinnverlust.

Unbegrifflichkeit

Eine von Blumenberg entwickelte Gegenfigur zum fixierten Begriff. Unbegrifflichkeit bezeichnet das produktive Vorfeld begrifflicher Bestimmung – einen Denkraum, in dem Fragen in der Schwebe bleiben dürfen. Besonders in der späteren Werkphase ist Unbegrifflichkeit kein Mangel, sondern ein methodisches Bekenntnis zu philosophischer Vorsicht und Offenheit.

> Kurzformel: Wo Begriffe enden, beginnt das Denken.

Vorbehalt

Der „Mensch als Wesen des Vorbehalts“ (Blumenberg in der Beschreibung des Menschen) ist eine Figur, die gegen anthropologische Essentialismen gerichtet ist. Der Vorbehalt ist eine Haltung, die zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit vermittelt – eine produktive Skepsis, die nicht paralysiert, sondern Freiheit bewahrt. Philosophisch gesehen ist der Vorbehalt der Schutz gegen das Totalitätsdenken.

> Kurzformel: Keine letzte Sicherheit – und gerade deshalb: Verantwortung.

Weltzugang / „Lesbarkeit der Welt“

Blumenberg interessiert sich nicht für die Welt „an sich“, sondern für die Weise, wie Welt zugänglich wird – als sinnvolle, erzählbare, gestaltbare Ordnung. Die Welt ist lesbar, nicht weil sie einem göttlichen Plan folgt, sondern weil der Mensch sie durch Mythen, Metaphern und Wissenschaft lesbar macht. Der Weltzugang ist damit kein metaphysisches Versprechen, sondern eine Kulturleistung – immer vorläufig, nie abgeschlossen.

Kurzformel: Welt ist kein Objekt, sondern ein Horizont der Orientierung.